Anmuthige und Sittliche Schriften,

zusammengetragen

von

einem Freunde des guten Geschmacks.

Frankfurt am Mayn,

bey Friedrich Christian Kochendörfer,

1766.

Vorrede.

Es werden hiemit, dem geneigten Leser, einige Stücke vermischten Innhalts, sowohl in gebundener als ungebundener Schreibart, in die Hände geliefert. Solche sind guten Theils, in der Königlich-Großbritannisch- und Churfürstlich-Braunschweig-Lüneburgischen teutschen Gesellschaft zu Göttingen, zu den Zeiten Ihres damaligen würdigen Vorstehers, des nunmehro verewigten Gesners, öffentlich abgelesen, und der strengsten Beurtheilung unterworfen worden.

Man hat die Uebersetzungen aus den Werken eines Weltklugen von Saint

Euremont, und aus den Schriften des unsterblichen Fenelons verfertiget.

Die übrigen Stücke sind Aufsätze eigener Arbeit, und Theils zur Uebung, Theils zum Vergnügen gemacht.

Der Verleger sucht, durch deren Bekanntmachung, weiter nichts, als sich die Gewogenheit derjenigen Leser zu erwerben, welche Freunde der Tugend, und des guten Geschmacks sind. Geschrieben Frankfurt am Mayn, an der Ostermesse 1766.

Innhalt.

I.

Von dem Daseyn Gottes. Eine Uebersetzung. S. 1.

II.

Schreiben über den Satz: Für den Gottlosen ist kein Friede. 12

III.

Die Zanksucht. Eine Fabel. 25

IV.

Von dem Vergnügen. Eine Uebersetzung. 28

V.

Naire. Ein Gedicht. 39

VI. Der

VI.

Der Fürst. Eine Uebersetzung. S. 54

VII.

Mirtill und Coridon. Ein Schäfergedicht. 59

VIII.

Von dem Gebrauche des Lebens. Eine Uebersetzung. 66

IX.

Das Pferd und die Thiere. Eine Erzählung. 73

X.

Die Begebenheiten des A*** Eine Uebersetzung. 79

XI.

Das Pulver und die Bombe. Ein Gedicht. 100

XII.

Der Calife und Zoroine. Eine orientalische Geschichte. S. 108

XIII.

Das Kind, die Mutter und die Katzen. Eine Fabel. 114

XIV.

Abbildung des Agrippa. 116

XV.

Der Hahn und die Schnecke. Eine Fabel. 121

XVI.

Die Zurückkunft der Thorheit. Eine historische Erzählung. 123

XVII.

Die Vortheile der Widerwärtigkeit. Eine Fabel. 126

XVIII.

Betrachtungen, über den schlechten Eindruck,

druck, den des andern Zufälle in uns machen. S. 128

XIX.

Damon, oder der thörichte Weise. 131

XX.

Salned und Garaldi. Eine neue orientalische Geschichte. 142

XXI.

Verschiedene Gedanken. 164

XXII.

Schreiben, eines jungen Officiers an eine Wittwe, in die er sich verliebt, ehe er sie gesehen. 166

Von dem
Daseyn Gottes.
Eine Uebersetzung.

Wenn ich eine genaue Betrachtung über mein ganzes Leben anstelle, so erkenne ich, daß ich Verdruß und Vergnügen gehabt habe, je nach der Meinung, welche ich habe annehmen wollen. Meine Gedanken haben so mein Misvergnügen, wie meine Freude gewirket, und ich habe allezeit in mir selbst die Quelle meines Elendes und meines Glückes entdecket.

Ich will gar nicht verhehlen, daß die Ueberzeugung von einem göttlichen Wesen, und die Ungewisheit unseres Zustandes nach dem Tode, gar öfters meine Ruhe gestöret haben. In

die-

diesen heftigen und verwirrten Augenblicken, dachte ich weiter nach, daß alle unsere Bemühungen, unser Wissen, unsere Bequemlichkeiten, unsere Ehrenstellen und unsere Vorzüge mit dem Tode ein Ende nehmen müssen, und daß, weil keines von diesen Dingen ewig sey, man sich genöthiget sehe, anderswoher einige Hülfe zu suchen. Allein, ich erlaubte oft meinem Verstande, über diese Dinge etwas freyer nachzudenken, und weil ich die Offenbarung nicht hoch genug hielte, so erregten sich in mir lauter Zweifel und Schwierigkeiten über die Unsterblichkeit der Seele.

Gleichwie ich mich in diesem Stücke allezeit auf die Gründe anderer verließ, so konnte ich niemals hierinn zu einiger Gewißheit gelangen, und die verwirrten Meinungen unserer Schriftsteller, legten mir unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Niemals stimmten mein Verstand und mein Gewissen miteinander überein. Ich sahe mich gezwungen, die Heftigkeit dieser beiden streitenden Theile, die sich ohne Unterlaß in mir empörten, mit Gedult zu ertragen, und was meine Unruhe noch mehr vermehrete, war die Schwierigkeit, diejenige Frage aufzulösen, die den fürnehmsten Innhalt davon ausmachte.

Da ich endlich an so vielen fremden Hülfsmitteln einen Eckel fand, nahm ich mir vor,

mich meinen eigenen Untersuchungen zu überlassen, so wie jene Kranke, welche sich durch die Aerzte betrogen sehen, ihre Heilung selbst über sich nehmen. Ich hub damals alle Gemeinschaft mit den Büchern auf, in welchen ich nichts als Verwirrung und Ungewißheit angetroffen. Ich faßte alsdenn den festen Schluß, in mich selbst zu kehren, um meine eigene Gedanken, über den künstlichen Bau der Welt, und über die bewunderungswürdige Ordnung, die in allen Dingen herrscht, um Rath zu fragen.

Als ich den Himmel betrachtete, so erfüllten mich diese so prächtig aufgeführten Gewölbe auf einmal mit einer Bewunderung, und ich weiß nicht mit welcher Ehrfurcht. Die Schönheit der Sterne, die Stille und Einsamkeit der Nacht, flößten mir einen geheimen Schauer ein, der mich ganz unvermerkt einen anbetungswürdigen Gott erkennen ließ.

Könnte es wohl möglich seyn, sagte ich zu mir selbst, daß die Bewegung des Himmels, die so ordentlich und so regelmäßig eingerichtet ist, nicht ein allerhöchstes und weises Wesen zum Urheber haben sollte? Wenn diese erstaunliche Himmelskörper ihren Lauf selbst erkennen und einrichten, sind dieses nicht Götter, welche diese Welt, so wie es ihnen gefällt, regieren? Und wenn sie eine höhere Gewalt

über sich erkennen müssen, wer kann wohl anders diesen höchstwunderbaren Dingen ihren Lauf bestimmen, als eine unendlichgroße Macht? Wer kann anders diesen grossen Körpern die Bewegung geben, als eine unüberwindliche Stärke? Wer kann anders ihre verschiedene Bewegungen einrichten, als eine unendliche Weisheit? Diese Sonne, fuhr ich fort, die allen Menschen ohne Unterschied scheinet, könnte sie uns wohl ihr Licht durch ein blindes Ohngefehr mittheilen? Und diese Ordnung, welche wir dabey beobachten, kann sie wohl anderswo herrühren, als von einem ewigen und allerweisesten Wesen?

Nach diesen Betrachtungen, lenkte ich meinen Blick auf den beständigen Streit der Elemente, und ich konnte diesen glücklichen Krieg, der die Welt durch so viele bewunderungswürdige Bewegungen erhält, nicht genug bewundern.

Allein, alle meine Vernunft, und mein ganzer Verstand, verlohren die Kraft des Nachdenkens, als ich bey Betrachtung der Ebbe nnd Fluth, in die gröste Erstaunung gerieth. Die ungemessene Weite der Wasser erschreckten mich. Wenn ich aber dabey betrachtete, daß die aufgebrachtesten Wellen, sich an kleinen Kieselsteinen zerschlugen, und daß sie, da sie solche kaum berühret hatten, sich ohngeachtet

aller

aller ihrer Heftigkeit gezwungen sahen, mit Gewalt über einander wiederum zurückzukehren, so rief ich voll Verwunderung und Entzücken aus:

Das Meer sieht seinen Lauf gehemmet,
Ob es sich gleich mit Macht dagegen setzt.
Es wälzt den Sand, der seine Ufer stämmet.
Durch solchen Zwang wird nichts verletzt.
Statt seine aufgebrachte Wuth zu stillen,
Muß auch Neptunus wider Willen,
Mit Schrecken sich von ihm beleidigt sehn.
Es lässet seine kleine Kieselsteine liegen,
Und weil es nicht nach seinem Wunsch kann siegen,
So zürnt und murrt es stets auch im Zurückegehn.

Als ich endlich lang genug diesen Vorwürfen nachgedacht, kam mich die Lust an, in mich selbst zurückzukehren, um an mir den Bau des menschlichen Körpers zu betrachten, und alle diese Triebfedern aufzusuchen, welche diesem so bewunderungswürdigen Werkzeuge die Bewegung geben. Ich dachte der geschickten Einrichtung so vieler verschiedenen Theile nach, die alle zum Bau und Erhaltung unsers

Körpers so nöthig sind. So viele Knochen, Nerven, Musculn, Blut und Geister! Ich betrachtete die wunderbare Haushaltung aller dieser Theile, und rief abermal voll Verwunderung aus: Armer Mensch! der du nur diese Dinge durch Hülfe deiner Sinne erkennest, kannst du dich wohl vor den Urheber eines so vortrefflichen Werks ausgeben, du, der du es erst anfängest zu erkennen, nachdem es mittelst deiner Beyhülfe hervorgebracht worden? Und noch dazu ist es nöthig, dir alle diese Theile, vor deinen Augen zu erklären, um dir einige Kenntnis davon zu geben. Dich hat erst eine Erfahrung von vielen Jahrhunderten unterweisen müssen, auf welche Art du lebest, wie dein Magen verdauet, wie du deine Bewegungen einrichtest, und ohngeachtet aller deiner genauesten Untersuchungen, erkennest du doch solches alles nur auf eine sehr unvollkommene Weise.

Nun lenkte ich meine Betrachtung auf den übrigen Theil der Geschöpfe. Ich untersuchte mit Bewunderung die verschiedenen Gestalten der Thiere. Die Schuppen unserer Fische, der Federputz unserer Vögel, die Bedeckungen der übrigen Thiere, und alle diese Dinge, welche, wenn man sie ohne Aufmerksamkeit betrachtet, nichts deutliches dem Verstande darstellen, entdeckten mir ganz deutlich und klar die grösten Wunder der Natur. Denn, man mag dasjenige, was hienieden alles

schaffet

schaffet und regieret, Schicksal, Natur, Ohngefehr, oder noch anders nennen, ist es nicht allezeit eine unumschränkte und allerhöchste Macht? Ist es nicht allemal eine unendliche Weisheit?

Damals blieb ich ganz beschämt wegen der großen Unwissenheit, worinn ich bisher gewesen war, und ich konnte mich nicht genug über die Bosheit der Gottlosen, und über die Blindheit der Unglaubigen verwundern. Denn, ein Mensch muß sich gewiß ganz und gar vergessen, und die Kenntnis aller Dinge verlieren, wenn er nicht seinen Schöpfer erkennen sollte.

Wir mögen die Augen hinwenden, wohin wir wollen, so werden wir die Spuren der Gottheit gewahr, und wer auf eine vernünftige Weise die Natur studieret, wird ganz deutliche Kennzeichen derjenigen Macht darinnen antreffen, von welcher sie abhängt.

Allein, wir haben gewisse niederträchtige Seelen, welche allezeit geneigt sind, andern nachzuahmen, und die, ohne jemals mit sich selbst eine Untersuchung angestellt, oder über diese Dinge nachgedacht zu haben, der Gottlosigkeit nachhängen, aus keinem andern Bewegungsgrunde, als sich für Anhänger eines berühmten Freigeistes zu erklären.

Es giebt sogar eine Art Leute, welche durch die Gewalt einer ausschweifenden Seele, im geringsten nicht von ihrem Schöpfer abhängen wollen, und die sich dabey einbilden, daß der Gehorsam, welchen sie dieser unendlichen Majestät zu leisten hätten, der Freiheit ihrer Meinungen einen empfindlichen Stoß beybrächte.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß man die ehrlichsten und rechtschaffensten, auch die allergelehrtesten, in eine Art der Unglaubigkeit oder Ungewißheit fallen siehet. Diese begnügen sich nicht damit, ein ewiges Wesen, aus der Ordnung der Welt zu entdecken. Ihre Wissensbegierde treibet sie weiter an, zu untersuchen, was dieses doch wohl seyn könnte, und nachdem ihr Verstand über dessen unendliche Eigenschaften, die kein menschlicher Verstand begreifen kann, in Verwunderung gerathen, so bleiben sie oft wider ihren Willen unglaubig, und können die Gedanken ihres Geistes, mit den Empfindungen ihres Gewissens niemals vereinigen.

Gleichwie man nun die Thoren verlachen, und an den Lasterhaften einen Abscheu haben muß, so glaube ich doch, daß man Mitleiden mit denen letzteren haben, und sie blos deswegen beklagen müsse, weil sie so elend sind.

Einige thun sich recht Gewalt an, sich von Dingen zu überzeugen, die sie doch nicht begreifen können. Andere tasten den Himmel aus einer erschrecklichen Bosheit an, und lästern einen Gott, von dessen Macht sie überzeuget sind. Sie sind daher in einer beständigen Verwirrung und Verzweifelung, und nachdeme sie lange genug durch Raserey und Gottlosigkeit hin und her getrieben worden, finden sie sich durch ihre Gewissensbisse verwundet, absonderlich wenn die Nacht eintritt, und die Gesellschaft, welche sie des Tages ermunterte, sie nunmehro dem Schrecken der Einsamkeit übergiebt. Es ist alsdenn keine widrige Leidenschaft, deren Wirkungen sie nicht erfahren sollten. Die Furcht, die Verwirrung, die Unruhe und die Wuth foltern sie wechselsweise. Es würde für ihre Ruhe weit vortheilhafter seyn, nie in sich selbst zurück zu kehren, als einen Augenblick ihr Gewissen anzuhören. Denn nichts ist mit der Quaal des Gottlosen zu vergleichen.

Wenn er ein Gotteslästrer wird,
So will er bald betrübt darüber scheinen.
Sein Geist, der immer sich verirrt,
Erboßt sich, daß der Leib mit ihm sich muß vereinen.
Er flieht den Tag und auch die Nacht.
Fürcht, haßt, wer sich nur an ihn macht.

Verwirrung, Ungedult bemeistern seine
Sinnen,
Die Wahrheit, die ihm nützt, aus Bos-
heit zu verdrehn.
Doch sein Gewissen bleibet stehn,
Für dessen Richterstuhl, er nicht weiß zu
entrinnen.

Obschon die Unglaubigen nicht so laster-haft sind, so sind sie doch nichtsdestoweniger elende Leute. Sie forschen einer Sache mit Mühe nach, die sie doch gar nicht entdecken können, und klagen ohne Unterlaß die Natur an, daß sie nur in Ansehung der Menschen grausam sey.

Daher sind diese Klagen, jenes großen Mannes entstanden, der den Vortheil der Thiere beneidete, weil sie in einer bequemen Unwissenheit aller Dinge dahin lebten, ohne sich über die Untersuchung einer einigen Wahrheit zu beunruhigen. Daher kommt noch der Unwillen dieser Leute, welche nicht ohne Neid an diejenige aus andern Ländern gedenken, noch ein einziges Thier in seiner süssen Ruhe erblicken können, ohne die Zufriedenheit, welche ihnen die Natur schenket, mit neidischen Augen anzusehen.

Es ist demnach außer Streit, daß der Glaube an einen Gott, der einzige Grund unseres

seres Vergnügens sey, und daß die Ueberzeugung, welche man von seinem Daseyn hat, niemals einen Menschen ohne Zufriedenheit im Glücke, und niemals ohne Trost im Unglücke läßt.

Ein rechtschaffener Mann, schmecket nicht nur bey dem Genusse des Guten, das er empfängt, alles Vergnügen, sondern er findet auch noch daran seine Ergötzung, sich dankbar gegen seinen Wohlthäter zu erzeigen, und jede Betrachtung, die er darüber anstellet, wird ihm die Gelegenheit zu einem neuen Vergnügen.

Zu Gott muß man also in denen Betrübnissen seine Zuflucht nehmen. Denn es ist keine so große Bitterkeit hienieden anzutreffen, die sich nicht durch eine vollkommene Ergebung in die Hände der Vorsicht versüssen ließe.

Ein jeder urtheile demnach, wie nöthig uns die Religion sey. Wie viel uns daran gelegen, einen Gott zu erkennen, und uns, sowol in Ansehung unserer Schuldigkeit, als in Betracht unserer Ruhe, seinem Willen gänzlich zu unterwerfen.

Schreiben

über den Satz:

Für den Gottlosen ist kein Friede.

Den Bösen strafen stets des Lasters
Quaal und Schmerzen,
Den Richter und die Straf findt er in
seinem Herzen.

Ich sollte zwar die Abhandlung dieses Satzes geschicktern Rednern oder Predigern überlassen, welche die Lasterhaften vor der Kanzel in Zittern setzen würden, wenn sie ihnen ankündigten, daß für sie keine Ruhe, und der Ausspruch des obersten Richters unwiederruflich sey. Ich fürchte, daß meine Arbeit nicht allen gefallen werde, dem ohngeachtet thue ich, was sie von mir wünschen. Meine kleine Abhandlung wird nicht hindern, daß man über diese Materie, mit mehr Stärke, mit mehr Umfange und mit mehrerem Erfolge schreiben kann. Es dünkt mich, daß man dem Schrift-

steller

steller einigen Dank schuldig sey, so mittelmäßig er auch ist, wegen des Vorhabens, welches er zu gefallen, oder zu unterrichten hat.

Der heilige Schriftsteller verstehet durch das Wort **Frieden** nicht den äußerlichen und politischen Frieden, der auf bürgerliche Unruhen oder auf einen grausamen Krieg folget. In diesem Verstande kann der Boshafte, als ein Glied der menschlichen Gesellschaft den Frieden so genießen, als der Gläubige. Er redet auch nicht weniger von diesem gefährlichen und betrübten **Frieden**, den der verhärtete Sünder bisweilen durch Verbrechen erlanget. Es ist wahr, daß es wenig genug entschlossene und genug unempfindliche Strafbare giebt, um die Stimme des Gewissens gänzlich zum Schweigen zu bringen, um seine Regungen zu stillen, und am Rande des Abgrundes zu schlafen *). Das Gewissen erwacht wider ihren Willen. Es beunruhiget sie, und zeiget ihnen das über ihren straf-

*) Die Bosheit, sagt ein Schriftsteller, ist den Bösen selbst unerträglich. Wenn sie dahin gebracht wären, beständig mit ihres gleichen zu leben, würden sie genöthigt seyn, die Gerechtigkeit zu Hülfe zu rufen, um sich vor ihrer Gewaltsamkeit zu bewahren.

Auch der Boshafte selbst verflucht des Lasters Trieb.
Dem Ungerechten ist die Billigkeit doch lieb.

strafbaren Häuptern aufgehabene Schwerd, und die Strafe so ihrer erwartet. Man höre was Phedra, in dem schönen Trauerspiele sagt, das der große Racine von ihrem Namen verfertiget:

Ich denk an meine Wuth, ich seh und fühl dieselbe,
Mich dünkt, es sprechen selbst die Mauern, die Gewölbe,
Und klagen beym Gemahl zu meinem Fall mich an,
Und enden den von mir in sich gefaßten Wahn.

Ihr Gewissen war ihr noch weit schrecklicher, als Theseus ihr Gemahl; sie hatte es niemals beruhigen können. Sie sagte zu ihrer Vertrauten, welche ihr Muth einzusprechen suchte:

Ach! mich kann niemand zu den dreisten Weibern zählen,
Die Fried und Ruh erfüllt, wo sich das Laster findt,
Und die mit harter Stirn nie roth fürs Laster sind.

Die Nagung, als die unzertrennliche Gespielin vom Laster, folget dem Boshaften bis in die tiefste Einsamkeit. Sie verfolget ihn bis auf

auf den Thron, und verdunkelt durch ihren Hauch den Glanz der Ehren und Würden. Die unterdrückte Tugend findet einen Rächer selbst in dem Herzen des Boshaften. Er kann ihr nicht entgehen, und die Krone selbst, kann ihn nicht vor gerechter Strafe bedecken. Der Boshafte hat keinen grausameren Feind, als sich selbst.

In seiner traurgen Höh ist er oft übler
dran,
Als die Unglückliche, die Macht nicht
schützen kann.
Racine.

Und glauben sie nicht, daß die Lüste oder Schätze, nicht mehr Macht haben, als die höchste Würden? Der Boshafte kann sich einige Augenblicke durch ihren falschen Schein betäuben, es ist aber nichts, als ein angenehmer und flüchtiger Traum, dem das schreckliche Erwachen folget. Die Wollust ist flüchtig, die Reichthümer haben Flügel, und fände auch der Boshafte das Geheimniß, sie festzusetzen, so würden die Nagungen sich doch einmal durch ihren betrügerischen Glanz dringen, und die Freude des Boshaften vergiften. Nein! nichts kann ihn ihren unvermeidlichen Streichen entziehen. Wird er wohl in dem Tumulte einer Gesellschaft eine Ruhe suchen, die er in sich selbst nicht finden kann? Er wird aber in den Menschen Zeugen

gen seiner Frevelthaten finden; er wird genöthiget seyn, die Augen niederzuschlagen, um nicht die ihrige anzutreffen. Selbst seine Mitgehülfen, werden von dem Abgrunde, darein er sie gestürzt, ihm die Verführung beymessen, deren Leiden sie ertragen, und er wird die Nagungen seiner eigenen Laster und die bittern Verweise seiner strafbaren Nachahmer erdulten müssen.

Wird sich wohl der Boshafte, um sich vor der großen Welt zu verbergen, in die dunkle Einsamkeit verschließen? Allein sein Schrecken verdoppelt sich in der Finsterniß. Die Bewegung eines bloßen Blattes setzt ihn in Furcht, noch schlimmer ist es, wenn Gott seine schreckliche Stimme durch das Ungestüm der Winde und das gräßliche Geräusch des Donners hören läßt. Wohin wird sich der Boshafte flüchten, um sich vor dem Blitz und dem Zorn seines Richters zu decken? Wird er eine Zuflucht in der Tiefe der Felsen suchen? Sie können aber auf ihn fallen, und ihn zerschmettern. Will er in die entferntesten Höhlen fliehen? Da wird er ein Raub der wilden Thiere seyn, die nicht so wild sind, als er. Der Arm des Allmächtigen kann ihn überall erreichen. Der die ganze Welt erschaffen, hat alle deren Einwohner unter seinen Augen. Er sieht ihre Unschuld und ihre Laster. Da er das Herz des Gläubigen mit einer reinen Freude erfüllet, so ist das Herz des Boshaften

haften das Opfer seiner Frevelthaten. Die ganze Natur scheinet sich wider ihn zu wafnen, und nichts stärket und tröstet ihn. Sein Herz ist wie ein Meer, das ein schrecklicher Sturm erreget. Er suchet den Tod, und er fürchtet ihn. Er rufet das Nichts an, und es entstehet

Von eiteln und strafbaren Wünschen, ist er
beynahe ganz verzehrt.
Er suchet lauter falsche Güter, die ewig
sich von uns gekehrt,
Und niemals herrscht das wahre Gut, in
seinem Wetterwendschen Herzen.
Er leidet jeden Augenblick, die ewigen,
die großen Schmerzen.
Bey seiner Sclaverey, zur Fülle seiner
Wehn,
Zwingst du ihn, großer Gott, im Wü-
ten zu gestehn:
Daß er des Unglücksschlag verdient durch
sein Vergehn. *)

Wenn

*) Der Gottlose ist wirklich selbst seines Unglücks Schmidt, und wenn es ihm übel geht, kann er es niemand, als sich, zuschreiben. Es ist eine nothwendige Verwandschaft zwischen gewissen Lastern und ihrer Strafe. Ihr seyd ehrsüchtig, ihr werdet große Widerwärtigkeiten haben; Ihr seyd wollüstig, ihr werdet der Verachtung und grausamen Krankheiten blos gestellet seyn. Die Faulheit und

Wenn man unter dem Wort Boshafter, einen Gottlosen verstehet, so kann man ihm mit noch mehrerem Grunde, alles was man von dem Lasterhaften gesagt, zueignen. Er treibet seine Verbrechen aufs höchste, indem er das Daseyn, oder die Billigkeit seines Richters läugnet. Eine blinde und kühne Verläugnung kann ihn nicht zernichten. Man kann die Gefahr nicht vermeiden, wenn man schon die Augen zuhält. Ohngeachtet der eiteln Bestrebungen und der Wuth des Gottlosen, wird Gott der Rächer seiner mit Füßen gestoßenen Gesetze und seiner verachteten Gewalt seyn. Wenn aber auch das höchste Wesen, die schreckliche Uebel seines Zorns verschöbe, so wären die unveränderliche und geheiligte Rechte des Billigen und des Unbilligen stark genug, den Verbrecher zu bestrafen. Man verletzet dieselben niemals ungestraft. Diese Gesetze sind wie ein schneidendes Schwerdt, welches tiefe und unvermeidliche Wunden macht. Nero, der grausame Nero, ließ seine Mutter tödten, und er glaubte, ihren schrecklichen Schatten bewafnet zu sehen, um ihn zu bestrafen. Orest, wird wegen des nemlichen Lasters den Furien überliefert, die ihn zernagen, und ein Vergnügen an seiner Quaal haben. Dieser nagende Wurm,

der Müßiggang gebähren die Armuth, und so ist es auch mit den übrigen Lastern beschaffen.

Wurm, dieses verzehrende Feuer, welches brennet, und das Herz des Gottlosen verzehret; diese Gespenster und Geister, die es in Angst setzen, und ihm zu drohen scheinen, sind nichts als das schreckliche Bild der himmlischen Gerechtigkeit, die sich gewissermaßen durch ihre traurige Eindrücke und ihre schreckliche Wirkungen, sichtbar macht. Alles saget uns daß sie sich noch stärker und augenscheinlicher im künftigen Leben zeigen werde. In diesem Leben aber ist das Gewissen ihr Vorläufer. Es ist ein erleuchteter und unpartheyischer Richter, den man weder betrügen noch verblenden kann.

Auf dieser Erde scheinet Gott die Triebfedern seiner Vorsicht zu verbergen. Allein, die Ordnung seiner Schlüsse wird doch, ohngeachtet des Willens der Menschen, ohngeachtet ihrer Entwürfe und ihrer Widersetzungen, gleich gut vollzogen. Bald läßt er einer Nation, oder denjenigen, die sie beherrschen, die Wirkungen seiner Gande, und bald die Wirkungen seiner Gerechtigkeit empfinden.

Der schreckensvolle Fall der grösten Potentaten,
Ist seiner Hände Spiel, die kleinste seiner Thaten.

Kaum zeigt er sich, so wird ihr Bund
des Zufalls Raub.
Er spricht, und alle wirft er in den vorgen Staub.

Racine.

Alle Begebenheiten, selbst die entferneſten, sind seinen Augen gegenwärtig, und er regieret sie nach seinem Gefallen. Ein schlechter Faden, den er in seiner Hand hält, setzet die ganze Maschine der Welt in Bewegung.

Er spricht, so flieht das Meer; es bebt
der Himmel gar,
Es wird die Welt ein Nichts, was sie
vor diesem war.
Die schwache Sterbliche, die Spiele vom
Verderben,
Sieht er stets gnädig an, zumal bey ihrem Sterben.

Racine.

Weil kein Friede für den Gottlosen ist, weil er oft das Opfer seiner Bosheit wird, so, daß er auch in den grösten Glücksfolgen von schwarzen Nagungen verzehret wird, und daß er ohnaufhörlich das Rachschwerdt Gottes zu sehen glaubt, das über seinem strafbaren Haupte aufgehoben ist, so ist für ihn keine Ruhe vorhanden. Der fromme und tugendhafte Mensch hingegen, ist jederzeit ruhig und vergnügt,

gnügt, in allen Umständen des Lebens und selbst in den Widerwärtigkeiten.

Wird er berufen, seinem Fürsten zu dienen, oder sein Vaterland in einem billigen und rechtmäßigen Kriege zu vertheidigen, so bleibet sein Muth, der eine so gute Sache unterstützt und belebet, auch mitten in den Gefahren, standhaft und unerschüttert. Er fürchtet die Schande mehr, als den Tod. Ruhig, ohngeachtet des schrecklichen Lärmens der Waffen, siehet seine Klugheit die Gefahr vorher, ohne sie zu fürchten, und erleichtert ihre Folgen. Im Siegen schonet er das Blut der Ueberwundenen, und besudelt seinen Sieg nicht durch Grausamkeiten. In den grösten Unfällen versichert und tröstet ihn ein innerlicher Friede, da er die angenehme Zufriedenheit hat, daß er seine Pflicht gethan. Er denket, daß ein Bürger jederzeit mit Ruhm stirbt, wann er für das Vaterland sich aufopfert.

Wird ein tugendhafter Mann, entweder durch seine Geburt oder durch eine Wahl, an die Spitze des Staates gestellt, so siehet er sich nicht, als ein unentbehrliches Werkzeug, sondern als einen Ausleger der Gesetze, als einen Beschützer der Unschuld, und als einen Vater des Volkes an. Er hält sich für glückselig, nicht wegen seiner Würde und seiner Größe, sondern daß er den Willen und die Gewalt hat, Gutes zu thun.

Indem er die Anzahl der Glückseligen vermehret, jemehr vermehret er sein eigenes Glück. Man hat gesagt, daß zur Wohlfahrt der Staaten zu wünschen sey, daß die Könige Weltweisen, und die Philosophen Könige wären. Sie würden sodann keine andre als gerechte und unvermeidliche Kriege führen. Sie würden ihre Unterthanen, und selbst die Ueberwundene nicht mit lästigen Auflagen und Subsidien überladen, die zu dem härtesten Elende und dem Hunger ganzer Familien helfen, die nicht einmal die betrübte Freyheit der Flucht haben. Die ächte und wahre Philosophie ist die Begleiterinn der Tugend, und sie flößet nichts ein, als was gerecht und menschlich ist. Sie weiß die Regeln der Billigkeit mit den Vortheilen des Staates zu vereinigen, weil die wahren Vortheile des Staates, niemals der Gerechtigkeit entgegen gesetzt sind; so, wie die Entwürfe des Klugen zur Grundsäule die Redlichkeit und zu Bewegungsgründen, die allgemeine Glückseligkeit haben. Die Vorsicht lenket sie, und entfernet die Hindernisse, welche sich ihren Folgen widersetzen möchten. Die Begebenheit rechtfertigen reine Absichten fast allezeit.

Ich sehe vorher, daß man mir das Exempel des Socrates und des Cicero entgegen setzen werde, die alle beyde verbannt, und durch grausame und gottlose Richter zum Tode verurtheilet wurden. Doch diese Fälle sind ziemlich

selten. Der weise Socrates, durch sein Gewissen gerechtfertiget, behält mitten in seinem Gefängnisse alle Freyheit seines Geistes und alle Ruhe seiner Seelen. Der Tod war nichts für ihn, als das Ende seines flüchtigen Lebens, und ein kurzer nebelichter Tag.

Was den Cicero betrift, so zog man über dessen Tugend den Flohr eines ungerechten Argwohns, daß man gar sagte, Cicero, der brünstige Feind des Antonius, hätte vielleicht eingewilliget, sein Nachfolger zu werden, wenn ihm Octavius treu geblieben wäre. *)

Ist es wohl möglich, wenn man die Geschichte des Cicero gelesen hat, und wenn man seinen Character kennet, daß man ihm dergleichen Rotten Schuld giebt? Er, der der standhafteste Wall der Republic und der Freiheit war, und den weder Versprechungen noch Drohungen nicht verblenden noch zwingen konnten, sein Gewissen zu verrathen, und seiner Pflicht zu entsagen?

*) Der berühmte Engländer Maty saget hiervon: „daß die Grachen, Marius und Cäsar „nicht weniger als ihre Antagonisten wider „die Gründe und Absichten derjenigen ge„schrien, die sich ihnen widersetzten, und der „hitzige Feind des Antonius, würde vielleicht, „wenn Octavius treu geblieben wäre, darein „gewilliget haben, sein Nachfolger zu wer„den.“

Er, der das Opfer der Feinde seines Vaterlandes werden muste, und der den Mördern seinen Kopf ruhig hinstreckte? Er, welcher vielleicht sterbend unter Verfluchung der Tyranney ausrief:

Ihr Römer! sollen wir uns Fesseln noch erwerben,
Und sollen wir als frey, wie niedre Sclaven sterben?
Dieß Wort erschütterte sein Herz, das ganz gerührt.
Das Leben ist ein Schimpf wo man die Ehr verliert.

Die

Zanksucht.

Eine Fabel.

Zween Adler stritten sich, mit Muth und mit Gewalt,
Einst um das Meisterstück im Fliegen.
Der eine war an Jahren alt.
Allein, sie wollten beide siegen.
Die Kunst war, daß sie a priori disputirten,
Und beide ihren Gegenstand synthetisch demonstrirten.
O! hätten beide ihre Kraft zum Wettstreit angewendet,
Wie glücklich wäre nicht der Streit geendet?
Ey! konnte man denn kein geschickter Mittel finden?
Doch nichts! Sie redeten aus Gründen.
Der Alte sprach: Ich habe schon seit so viel Jahren,
Den Widerstand der Luft erfahren,

Und weiß, wenn ich zur Sonne mich bewege,
Wie stark ich meinen Arm zum Flug errege.
Du aber, junger Freund! In wenig Tagen,
Läßt sich nichts gründliches von dieser Sache sagen.
Man wird durch Kunst, so wie durch andrer Trug,
Durch Zeit und durch Erfahrenheit erst klug.

Hier fiel der jüngere ihm hitzig ein:
Der Satz muß mehr bewiesen seyn.
Ich bin euch zwar noch nicht an Jahren gleich,
Doch eben dieses ists, daß euch,
Das Alter Muth und Kraft versaget.
Wenn ihr euch so, wie ich, beweget,
So weiß ich, daß ihr über Mattigkeit schon klaget,
Und sich in euch des Alters Schwäche reget.
Mir aber rollt ein junges Blut.
Mir fehlt es nicht an Geist und Muth,
Mein Unternehmen zu vollenden.
Wird sich denn dieser Zank bald enden?
Man frage nicht. Der Zank hört noch nicht auf,
Sie gönnten ihren Reden Zeit und Lauf.

Sie

Sie zürneten, und sprachen mit Verdruß:
Sie schimpften sich, und häuften Schluß
auf Schluß.
Was kam denn endlich hier heraus?
Nichts männliches, ein jeder gieng unüber-
zeugt nach Haus.

* * *

So geht es heute oft mit der Philosophie.
Der eine zanket dort, der andre hie.
Ein Alter, wenn er fehlt, will nicht ge-
irret haben.
Er trozt auf seiner Jahre Zahl.
Ein Jüngrer, der der neuern Weisheit
Gaben,
Von Jugend auf der Seele anbefahl,
Hält nichts für göttlicher, als seine Leh-
ren,
Und will der Greise Anmerkung nicht
hören.

Von
dem Vergnügen.
Eine Uebersetzung.

Wenn ich die Wahrheit gestehen soll, so tragen fremde Dinge vieles zu unserm Vergnügen bey, und es ist nicht genug, daß man Sinne hat, wenn keine Gegenstände da sind, womit wir sie vergnügen können. Da aber dennoch die Menge derselben, wie sie ist, fast unendlich ist, so scheinet es, daß unser Glück einigermaßen von uns selbst abhänge, nnd daß wir an dem grösten Vergnügen einen Eckel finden, wenn unsere Sinne nicht geschickt genug sind, dasselbe zu genießen.

Was mich betrift, wäre ich der Meinung, daß man allezeit seinem Geiste ein unschuldiges Vergnügen gönnen müsse, so oft sich solches darstellet, wenn es nur von dem Verdrusse, das geschehene Dinge zu begleiten pflegt, frey ist, und uns keine Unruhe auf das künftige macht. Nur das Gegenwärtige gehöret für uns; und wenn wir klug wären, würden wir jeden Augenblick, als den letzten unsers Lebens

in

in Acht nehmen. Allein, nichts ist gewöhnlicher, als der üble Gebrauch, den wir mit der Zeit, welche uns die Natur gegeben hat, machen. Es giebt wenige Menschen, die ihre Jahre ziemlich hoch bringen würden, wenn sie wohl zu leben wüßten. Es geschiehet aber auch fast allezeit, daß wir uns, wenn wir sterben sollen, alsdenn beklagen, daß wir noch nicht genug gelebet hätten. Wenn wir schon wirklich viele Jahre gelebet haben, sind wir doch mißvergnügt dabey, aus Furcht, wir möchten noch nicht so alt seyn, und wenn wir endlich gar zu leben aufhören sollen, empfinden wir eine Reue, daß wir unsere Lebenszeit nicht besser angewendet.

Ein gegenwärtiges Vergnügen ist auch vielleicht das letzte, welches mich rühren kann. Unzähliche Schmerzen können mich einen Augenblick hernach überhäufen. Wer verhindert mich denn, ich Unbedachtsamer! mich auf eine unschuldige Weise zu vergnügen, da ich es noch thun kann? Muß denn der Unterschied des Aufenthalts, oder die Ungleichheit der Gegenstände, mich allezeit im Verdrusse erhalten, wenn ich an allen Orten und Enden der Erde vergnügt leben kann?

Ich gebe zu, daß uns gewisse Personen, lieber und angenehmer als andre sind; daß, wie es verschiedene Dinge giebt, die uns vergnügen

gnügen können, unter solchen doch einige anzutreffen, für welche wir mehr oder weniger Neigung haben. Allein, soll ich wegen eines Vergnügens, das ich heftiger verlange, die andern alle verachten?

Das Leben, welches man auf dem Lande zubringet, ist mir eben so angenehm, als der Aufenthalt in der Stadt. Die Tage, welche ich mir durch Verdruß noch verdrießlicher mache, werden mir in der Rechnung als die schönsten Festtage angeschrieben, und tragen soviel als diese bey, meinen Jahren das Ziel zu setzen, wo meine Lebenstage aufhören sollen.

Warum soll ich denn hier meine Ruhe, durch die Erinnerung eines gehabten Vergnügens stören, oder durch die Einbildung eines noch zu genießenden unterbrechen?

Es ist eine Thorheit, sich gleich an einem Orte, welchen man verlassen, wieder einfinden zu wollen, und sich bemühen, an einem andern gegenwärtig zu seyn, wohin man doch nicht so bald gelangen kann.

Wenn das Vergnügen, welches man auf dem Lande findet, von dem Vergnügen des Hofes unterschieden ist, so suche man seine Seele daran zu gewöhnen. Denn was kann uns hindern, wenn wir uns auf diese Art bald

erhe-

erheben, bald wieder erniedrigen wollen? Wir finden freylich hier keine entzückende Music, keine Tänze, keine Lustspiele vor uns. Allein, wir haben auch hiebey keinen Fall zu befürchten, noch eine Knechtschaft zu leiden.

Der Umgang mit Leuten ist vielleicht hier nicht so angenehm? Ey! nun, so kann man sich mit sich selbst in ein Gespräch einlassen, oder mit Leuten sprechen, die wenigstens nicht so leichte böse werden.

Cato unterhielte sich mit seinen Kindern, nachdem er sich den ganzen Tag, in Diensten des gemeinen Wesens beschäftiget, und die besten Seelen, halten es nicht für unanständig, nach den ernsthaftesten Unterredungen, die Erzählungen ihrer Dienstboten anzuhören.

Man muß suchen, aller Orten bequem zu leben, und das Vergnügen, welches uns der Ort unsers Aufenthalts darbietet, zu genießen.

Man muß sich nicht jenen Weltweisen gleich stellen, die allen Pracht des Hofs verdammen. Ich wünschte, daß wir die Tugend der alten Römer nachahmten. Laßt uns gerecht, großmüthig, tapfer seyn, wie sie es gewesen sind. Allein, wir können solcher übertriebenen Sittenlehren entbehren, deren Strenge viel eher

die

die Leute zu erschrecken, als zu bessern, fähig ist.

Wenn wir nicht die Mittel haben, uns hervorzuthun, so müssen wir eben nicht den Uebermuth der andern anklagen. Man kann den Pracht einer schönen Stadt, auf eine unschuldige Weise bewundern, man kann das entzückende einer Music anhören, man kann mit Vergnügen die feinsten Züge eines Gemähldes betrachten, ohne die Gesetze der Mäßigkeit zu brechen.

Haben wir entweder aus Zwang, oder aus Neigung unsern Aufenthalt auf dem Lande erwählet, so müssen wir aufhören, die Arbeiten der Menschen zu bewundern, und anfangen, die Werke des Schöpfers, und die Wunder der Natur zu betrachten. Wir müssen unsere Gedanken von dem Hochmuthe, und der Pracht des Hofes entfernen, und nur dieses unschuldige Vergnügen, welches man an solchen einsamen Oertern antrift, genießen.

Der Himmel, die Sonne, die Sterne, die Elemente, sind dieses nicht Schönheiten genug, dem Geiste, der sie betrachtet, ein Vergnügen zu geben?

Die weiteste Aussicht der schönsten Ebenen, der Lauf der Flüsse, die Wiesen, die Blumen

und Bäche, haben sie nicht Reizungen genug, das Auge zu vergnügen?

Der liebliche Gesang der Vögel, wird derselbe nicht allezeit in unsern Gefilden gehöret? Und wenn es wahr ist, daß die Menschen den ihrigen von den Nachtigallen gelernet, was ist dies nicht ein Vortheil für uns, eine so grosse Anzahl kleiner Lehrmeister zu haben, welche zu unsern Diensten stehen, ohne daß wir sie bezahlen dürfen?

Mein Herz, hat jederzeit die Mittelstras geliebet,
Und keine Thorheit, die verwerflich, ausgeübet.
Ich kenne nicht die Furcht. Doch bin ich nicht verwegen.
Die Sorgen, sind mir niemals schwer.
Nur dieß ist mir die beste Lehr:
Den Menschen, und dem Geld, sich nicht zu Füssen legen.

Kein Zorn beweget mein Geblüt.
Ein niederträchtiges Gemüth,
Muß sich von mir entfernen.
Ich lasse meinem Geist den Lauf.
Die Sinne schließen Dinge auf,
Wobey ich froh kann lernen.

Die Lust, das Blumenreich zu sehn,
Wie weit, Geruch und Farbe, gehn,
Entzückt die kranken Sinnen.
Das Wasser, das vom Felsen schießt,
Und sich, in viele Ström, ergießt,
Muß mir zur Freude rinnen.

Der muntern Lerche göttlich Lied,
Ein Bach, der wie Krystall aussieht;
Ein Wald, um den viel Thäler liegen:
Ein Echo, das die Liebe klagt,
Sind Dinge, wo mein Herz nachfragt,
Und es, bey Tag und Nacht, vergnügen.

Wir können also überall zufrieden leben, und wir verändern nur unser Vergnügen, wenn wir den Ort unsers Aufenthalts ändern.

Unser Geist findet sein Vergnügen, wenn er die Natur studieret. Unsere Sinne entdecken darinn viel schönes, und wer nur seinen Fleis gehörig anwenden will, wird allezeit etwas antreffen, womit er sich genug beschäftigen kann.

Weder die Grenzen der Einsamkeit, noch der kleine Raum einer Gefangenschaft, können verhindern, daß ein Weiser nicht seine Zufriedenheit daselbst finden sollte. Er kann daselbst eben so frey nachdenken. Hier kann er sich, auf eine angenehme Art, seiner guten

Hand=

Handlungen erinnern, und, sich durch ruhige Betrachtungen, über seine Unschuld trösten.

Man hat nicht allezeit die weiten Felder nöthig, um glücklich zu seyn. Sehr oft finden wir unser Glück in uns selber, und wie wir zuweilen, bey dem vollkommenen Genuß unserer Freude, misvergnügt sind, so kann es sich wohl zutragen, daß man bis zu den Banden, womit man uns fesselt, gleichgültig und zufrieden bleibt.

Die grausamsten Tyrannen, können nicht Marter genug für unsere Seele finden, und sie können sich doch nicht die Herrschaft über dieselbige zuwege bringen, es sey denn, daß wir, gerne und von freyen Stücken, sie ihnen unterwerfen. Ihre Ketten können sie nicht binden, und der Körper mag an einem Orte, wo er will, eingesperret seyn so ändert sie doch ihre Stelle, ihren Aufenthalt nicht.

Also können wir an jedem Orte zufrieden seyn. Wir müssen nur diese Zufriedenheit mit Maaße genießen, und dabey glauben, daß es ein Irrthum sey, wenn man das Vergnügen, als Vergnügen verdammen will, ohne den Unterschied zu beobachten, ob es ungerecht oder unerlaubt sey.

In Wahrheit, so unschuldig das Vergnügen immer seyn kann, so wird es, wenn man es übermäßig genießet, lasterhaft, und führet nicht nur Unehre und Schande, sondern auch Schmerzen mit sich. Ein Mensch, der seinen guten Namen durch ein liederliches Leben verlieret, setzt sehr oft dabey seine Gesundheit zu, und verletzet nicht weniger seinen Körper, als seine Ehre.

Ein rechtschaffener Mann, gehe mit seinem Gewissen zu Rathe, und freue sich, daß er die Bisse und Folter desselben, nicht zu empfinden nöthig hat.

Die Gesundheit, welche man gemeiniglich auf die nemliche Art, wie ein unempfindliches Gut genießet, dieses reiche Geschenk der Natur, muß man viel höher schätzen lernen, wenn man die Krankheiten und Schwachheiten so vieler anderer Menschen, mit derselben in Vergleichung setzet.

Ein Mensch, der eine dauerhafte Gesundheit genießet, soll sich nicht allein glückselig bey dem Genusse seines Glückes schätzen, sondern der Gedanke, daß er nichts unter so verdrießlichen Gegenständen, die ihn umgeben, zu leiden hat, macht ihn noch vergnügter. Er freue sich nicht nur über sein Glück, das ihm zustößt, sondern auch über das Unglück, das ihn fliehet.

fliehet. Das Vergnügen, welches er geniesset, und der Schmerz, den er nicht empfindet, mögen auf gleiche Weise, ihm neuen Grund zu seiner Zufriedenheit geben.

Uebrigens laßt uns den Neid, diese so niederträchtige Leidenschaft, verbannen. Diese schändliche Gemüthsbewegung, verdirbt alles Vergnügen. Unsere Augen und Ohren, müsse kein fremdes Gut reizen. Aber laßt uns alle Schönheiten, ohne sträfliche Lust, an denjenigen Orten, wo wir uns betreten lassen, genießen.

Alles, was sich zum Vergnügen des Gesichts darstellet, kann ich es nicht so lange für mich betrachten, als es meinen Augen gegenwärtig ist? Die schönsten Gärten, die prächtigsten Palläste, sind so lange mein eigen, wenn ich ihre Schönheiten betrachte, als denen, welche sie erworben haben. Denn, wenn man vernünftig reden will, so können wir nicht sagen, daß etwas unser eigen sey, als in so fern es, durch den wirklichen Genuß unser eigen wird.

Die Folge, welche ich aus allen diesen Betrachtungen ziehe, bestehet darinne, daß man sich mit Maaße vergnügen soll. Wenn man es recht nehmen will, so müssen wir sagen, alles was in der Welt geschiehet, geschiehet blos

des Vergnügens wegen, und ob wir gleich verschiedene Wege einschlagen, so ist doch das Ziel unserer Wünsche allemal dahin gerichtet.

Derjenige, welcher die Ehre mitten unter dem Donnern der Kanonen sucht, und deswegen mit Feuer und Dampf stets umgeben ist, würde sich nicht der geringsten Gefahr blos stellen, wenn er nicht das Vergnügen zu hoffen hätte, welches man bey sich selbst empfindet, oder welches uns ein weit erschollener Ruhm verschaffet.

Derjenige, welcher in dem Kabinet, unterm Staub und Moder der Bücher grau wird, würde nicht die geringste Bemühung auf die Wissenschaften wenden, wenn er nicht ein Vergnügen davon hofte.

Alle unsere Handlungen haben keinen wahrhaftern Gegenstand als das Vergnügen. Ohne dasselbe würden die arbeitsamsten verdrossen und schläfrig werden. Wir richten alle unsere Handlungen darnach ein. Es giebt allen Körpern das Leben. Es setzt die ganze Welt in Bewegung.

Ein jeder erwähle demnach den bequemsten Weg, der seinen unschuldigen Neigungen am dienlichsten ist, und genieße alles Vergnügen, das er haben kann, doch so, daß es nicht unserer Ehre, und unserem Gewissen nachtheilig sey.

Naire.

Naire.

Ein Gedicht.

In jener rauhen Zeit, da man dem Aberglauben
Die Tempel öfnete, und sich durch Mord und Rauben,
Stolz in die Höhe schwung, den Heldenruhm erwarb,
Und durch des Henkers Strick, oft jung an Jahren starb;
In der die Barbarey, sich mit der Einfalt paarte,
Des Aberglaubens Reich, für seinem Fall bewahrte;
In der geschah es auch, daß sich manch altes Weib,
Der Zauberey ergab, bis man den zähen Leib,
Zum Scheiterhaufen zog, und sie auf dem Gerüste,
Für ihrer Sündenschuld, für ihre Schande büßte.

Damit es nun nicht scheint, als wenn der Geist mich treibt,
Der sich mit Lügen bläht, daß meine Feder schreibt,
Und ich was irriges, und falsches hier berichte,
So lese man nur selbst, die klägliche Geschichte.

Ein altes Buch, erzählt uns manche grause That,
Wie eine Hexe oft, im Feur geschrien hat.
Aus diesem will ich itzt, ein traurig Beyspiel nehmen.
Zwar wird, um diese That, sich manche Schöne grämen,
Und Weh und Jammer schreyn. Doch, ich kann nichts dafür,
Wie es geschrieben ist, erzehle ich es hier.

Ein Mägdgen frommer Art, und am Verstande blöde,
An Reiz und Bildung schön, jedoch dabey auch spröde,
Wie ihr Geschlechte ist, ward durch der Eltern Zwang,
Durch väterliche Zucht, und mütterlichen Drang,

In

In ihrem Hause scharf, keusch, fromm und
streng erzogen,
Doch war sie insgeheim, dem Mannsvolk
auch gewogen.
Die Eltern wollten sie, sittsam und keusch
erziehn,
Drum muste sie ungern, des Jünglings Um-
gang fliehn.

Doch, die Natur läßt sich, durch Kunst
und Zwang nicht meistern,
Sie kann die Blöden schon, zu rechter Zeit
begeistern,
Und was kein Blick gesehn, kein Ohr je-
mals gehört;
Was nicht, der güldne Mund des Lehrers,
uns gelehrt,
Wird doch durch ihren Wink, der Jugend
eingepflanzet,
Und ohne Zwang und Zucht, in ihrer Brust
verschanzet.

Auch dieser sanfte Strom, der jugendli-
chen Lust,
Ergoß, ich weiß nicht wie, sich in Nairens
Brust.
Kaum sah man sie den Tritt, erwachsener
besteigen,
So wollte sie sich gern, ins Joch der Liebe
beugen.

Noch floh vor ihrem Ohr, des Jünglings kühner Scherz,
So fühlete sie doch, der Liebe bangen Schmerz,
Daß ihrer Wangen Roth, die noch kein Kuß berührte,
Des Buhlers schiefen Blick, auf ihre Bildung führte.
Kaum drang der Liebe Glut, in ihre Adern ein,
So lernete sie schon, den frommen Blick zerstreun,
Zu dem der Eltern Pflicht, ihr Angesicht gewöhnte,
Den sie zwölf Jahre that, auf einmal von sich lehnte.

Von dieser Lust berauscht, ließ sie der Schönheit Pracht,
Die junge Schönen schmückt, und Stutzer stutzig macht,
Bey jedes Tages Schein, gedoppelt reitzend sehen,
Und Zephyrs kühlen Hauch, um ihre Locken wehen.
Der stolze Schritt, den sie nach Kunst und Regeln maß,
Bewog des Stutzers Herz, daß er sich selbst vergaß,
Und wenn der Mutter Fuß, mit ihr zur Kirche eilte,
Sein Herze halb für sie, halb für den Priester theilte.

Schön war ihr Wangenschmuck, und reizend ihr Gesicht.
Doch, dieses Glück, bezwang der Eltern Hartsinn nicht.
Die Mutter blieb ihr Schutz, der Vater war ihr Hüter,
Umsonst war hier die List, der männlichen Gemüther.

Ein Jüngling, dessen Stirn, ein Sitz der Freude war,
Von dessen Scheitel, sich ein braunes lockigt Haar,
Auf seine Schultern schwung, dem nebst den jungen Jahren,
Glück, Adel und Geburt, für andern günstig waren,
Den aller Bürger Mund, beglückt und selig pries,
Dem fast die ganze Stadt, die gröste Ehr erwies,
Bemühte sich um sie, und brannte für Verlangen,
Diß Kind, als seine Braut, mit nächstem zu umfangen.

Gemälde, Silber, Gold, der Diamanten Preis,
Und was des Schneiders Witz, und was der Künstler Fleis,

Für

Für Werke feiner Art, als neue Seltenheiten,
Nur irgends in der Welt, durch ihre Kunst bereiten,
Diß alles scheinet ihm, zu seiner Absicht gut,
Und seht, es konnte schon, Nairens junges Blut,
Zur sanften Zärtlichkeit, zur Gegenliebe zwingen,
Und ihr bezwungnes Herz, auf seine Seite bringen.
Allein, so sehr sie auch, ihr Herz ihm zugewandt,
That doch der Eltern Trutz, den grösten Widerstand.

Die schwarze Nonnentracht, die keuschen Klosterzellen,
Vergißt die Mutter nicht, ihr täglich vorzustellen,
Und wenn ihr harter Mund, das Lieben ihr verboth,
So wurde sie zugleich, vom Vater mit bedroht:
Ich werde, Falls du dich nicht besserst, dich enterben,
Und solltest du auch gleich, für Gram und Hunger sterben.

Diß harte Zwanggesetz, muß doch wohl
kräftig seyn.
Diß flößet ihr vielleicht, schon keusche Sit-
ten ein.
Ach nein! die Neigung war ihr einmal ein-
gegraben,
Sie wollte einen Mann, so schwer es hielt,
doch haben.

Sobald der junge Tag, aus fernen Osten
kam,
Lag schon diß arme Kind, voll Wehmuth,
Harm und Gram,
Der Mutter auf dem Schoos, dem Vater
in den Armen,
Nichts zwingt ihr eisern Herz, nichts reizt
sie zum Erbarmen.
Sie bath, sie flehete, sie jammerte, sie schrie,
Die Mutter stößt sie fort, der Vater hört
sie nie.
Umsonst ist ihr Geschrey, umsonst ist ihr
Bemühen,
Sie soll des Vaters Haus, der Mutter Ant-
litz fliehen.
Bey jedem Seufzer, der aus ihr gepresset ward,
Blieb ihrer Eltern Herz, doch immer rauh
und hart.
Kein Flehn, kein Thränenguß, kein kindli-
ches Versprechen,
Kann hier den Eigensinn der strengen El-
tern brechen.

So mancher, dessen Wunsch, sich sie zur
Braut erkohr,
Trug seine Bitte nur, mit eitler Hofnung
vor,
Und wurde, plötzlich mit der Antwort, abge-
wiesen,
Die Tochter, sollte sich zu freyen nicht ent-
schließen.

O! unerhörter Zwang! O schmerzlicher
Verdruß!
Wenn man mit Schrecken so, sein Glück
verderben muß.
Wird die Verzweifelung, nicht die Vernunft
bestreiten,
Und den verwirrten Geist, zum Selbstmord
hinverleiten?
Sie thuts. Naire gieng, von Furcht und
Gram entstellt,
Und wollte gern den Weg, in jene Unter-
welt,
Durch eigne Hand entseelt, zu gehen sich be-
quemen,
Und sich durch einen Dolch, das junge Le-
ben nehmen.
Doch Zorn und Hofnung, blieb bey ihr im
Gleichgewicht,
Darum vollführte sie, sogleich den Selbst-
mord nicht.

Sie wollte lieber erst, die Lust der Ehe
schmecken,
Als sich so jung und bald, mit ihrem Blut
beflecken.

In dieser Raserey, die bey dem steten
Gram,
Und täglichen Verdruß, zur höchsten Stufe
kam,
Fieng diese Tochter an, sich heftiger zu krän-
ken,
Und auf den äußersten, und letzten Streich
zu denken.

Die Brut, an der die Welt, noch damals
fruchtbar war,
Die Laster, stellten sich, ihr zu Gehülfen dar.
Raub, Meyneid, Zauberkunst, und Dieberey
und Morden,
War zur Gewohnheit fast, und allgemein ge-
worden.
Durch eins, von diesen, soll ihr Wunsch er-
füllet seyn.
O! welcher Geist, giebt ihr doch diesen Willen
ein?

Nach ausgedachter That, nach langem
Ueberlegen,
Ließ sie sich diesen Trieb, in ihrem Busen re-
gen.

Der

Der Ehestand, war ihr noch immer angenehm,
Drum schien ihr dieser Schluß, für anderen bequem.
Sie wollte, ohne Scheu, sich zu der Höllen wenden,
Und Seele, Leib und Blut, dem Höllengeist verpfänden.

Sie forderte den Geist, sogleich vernahms sein Ohr.
Er kam. Sie legte ihm drauf diese Bitte vor:
„ Du, dem so viele schon, ihr Schicksal übergeben,
„ Sey mir auch itzt geneigt, und gönne meinem Leben,
„ Die Freude dieser Welt, an der mein Herze hängt,
„ Das schon seit langer Zeit, durch Furcht und Angst gedrängt,
„ Noch unvermögend ist, den harten Widerwillen,
„ Der meine Eltern drückt, und ihren Zorn zu stillen.
„ Steh mir in meiner Noth, in meinem Kummer bey,
„ Und unterdrücke du, mein ängstliches Geschrey.
„ Hilf mir der Eltern Zorn, nun einmal überwinden,
„ So will ich meinen Geist, auf ewig dir verbinden.

„ Nur

„ Nur schenke mir das Pfand, wornach mein Eifer strebt,
„ Den Ehemann, mit dem, mein Herze ruhig lebt.

Der Geist erhörte sie. Er beugte Haupt und Glieder,
Und tanzete dreymal, im Zimmer auf und nieder.
Darauf betheurte er, durch einen harten Schwur,
Und Handschlag noch darzu: Sie sollte ihm nicht nur,
In einer kurzen Frist, bey einem Manne leben.
Er wollte ihr gar gern, zween schöne Männer geben.

Naire dankte ihm, daß er so gütig war,
Und statt des einzigen, sogleich ein ganzes Paar,
Freywillig ihr versprach; Sie könnte bey den Küssen,
Des einen Gatten schon, das höchste Gut geniessen.

Der Geist verschwand. Sie hoft. Nach einer kurzen Zeit,
Zerstreute sich in ihr, die bange Traurigkeit.

Das Schicksal wurde ihr, im Augenblick gewogen.
Der Flohr der finstern Angst, von ihrer Stirn gezogen.
Sie wurde ohn Verzug, als eine junge Braut,
Der Hand des Gütigsten, und Schönsten anvertraut,
Durch dessen Stimme sie, vom Schlaf und Traum, erwachte.
Der so, wie sie auf sein, auf ihr Vergnügen dachte.
In dessen Armen sie, vergnügt und ruhig schlief.
Der ihr mit Zärtlichkeit, und sanften Worten rief.

Diß Leben stillete, ihr sehnliches Verlangen.
Die Ehe wurde gut, und glücklich angefangen.
Mit Lust und Freude, war der erste Bund gemacht,
Doch nicht mit gleicher Lust, die Ehzeit hingebracht.
Naire dachte oft, und heimlich ans Versprechen,
Und dennoch konnte sie, nicht ihr Gelübde brechen.

Die Jahre flohen hin. Der letzte Schlußpunct kam,
Durch den der Ehestand, ein scheuslich Ende nahm.

Bey

Bey ausgezehrtem Mark, und abgehärmten Wangen,
Ließ sie das schwere Haupt, so früh als späte hangen.
Sie strauchelte, sie fiel. Und ihr getreuer Mann,
Sah diese Jammersnoth, mit nassen Augen an.
Er fragt, und konnte doch, ihr Unglück nicht erfahren.
Sie schwieg, und schlug die Brust, und mit zerrißnen Haaren,
Lief sie die Stube durch, und bald ins Schlafgemach.
Von allen Wänden scholl, ihr ausgestöntes Ach!
Sie wünschte, daß sie sich, in dieses Ehebette,
Durch ihre böse Kunst, nicht eingedrungen hätte.

Der letzte Tag erschien. Mit ihm Verzweifelung,
Die auch dem Ehemann, das wunde Herz durchdrung.
Er fluchte dem Geschick. Ihm zitterten die Glieder.
Er gieng, und legte sich, für Angst und Kummer nieder.
Kaum ruhet sein Gebein; so hört er ein Geschrey,
Das seine Gattin that. Er eilte schnell herbey,

Und sah den schwarzen Geist, an sie die
Hände legen.
O! welchen bangen Schmerz, muß dieser Blick
erregen?

Der Mann erschrack und schrie; ja er
versprach sogar,
Den halben Theil von dem, was Mahl- und
Brautschatz war,
Und bat den bösen Geist, mit tausendfachen
Thränen,
Der mit ergrimmter Wuth, und mit zer-
knirschten Zähnen,
Das ihm verschworne Weib, schon heftig an-
gefaßt,
Die Athemlos, und ganz erstarret, und er-
blaßt,
Schon nicht mehr redete. Kein heisses Thrä-
nenrinnen,
Kann aber ihm die Gunst, des Geistes hier
gewinnen.
Drum hört der arme Mann, noch nicht mit
Bitten auf.
Daher vermehret sich, der Thränen schneller
Lauf.
Er läßt mit brüllenden, und Angsterfüllten
Heulen,
Ein jämmerlich Geschrey, sich durch die Luft
zertheilen.

Allein

Allein, es hilft ihm nichts, daß er so ängslich ruft,
Der Geist erhascht das Weib, und führt sie durch die Luft.

* * *

Rixander wird hiebey, aus vollem Halse lachen,
Und wünschen, wäre nur, noch unsre Zeit so rauh,
Ich wollte gleich, dem Geiste meine Frau,
Und meines Nachbarn Weib dazu,
Zu seiner, und zu meiner Ruh,
Wenn er sie beide nur, verlanget überma-machen.

Der Fürst.

Eine Uebersetzung.

Grosse und erhabene Seelen, wissen jederzeit ihren Vorzug, für andern Sterblichen, zu behaupten. Die Vorsicht lässet solche, zu keinem andern Ende gebohren werden, als den Bewohnern der Erde zu zeigen, wie weit sich ihre Macht erstrecket, wenn sie diejenige aufstellet, die ganze Länder glücklich machen sollen. Zu solchen Absichten ist ein weiser Fürst vollkommen geschickt, dessen Bild ich itzo zu entwerfen gedenke.

So bestürzt man bey dem Anblick tausend reizender Dinge ist, welche den Thron umgeben, so einnehmend ist es auch, wenn man an demjenigen, der auf demselben sitzet, gewahr wird, daß er die Gerechtigkeit zu seiner Richtschnur erwählet. Wenn er seine hohe Würde, bald durch eine gelinde und nöthige Strenge, zu erhalten weiß. Wenn er die Belohnungen mit Freuden austheilet, und nur mit Verdruß zu strafen befiehlet. Wenn er, zu rechter Zeit seine Befehle ins Werk setzen kann. Wenn er weiß, wie er sein Ansehen erhalten, und sich doch

doch dabey leutselig, gegen seine Unterthanen erzeigen soll. Der ohne Prüfung nicht leicht etwas glaubet, noch vielweniger unternimmt; in seinen Ausführungen genau, in der Wahl seiner Minister vorsichtig ist. Der sich ihre Rathschläge zu Nutz zu machen weiß, und mit den seinigen verbindet, wenn sie einen glücklichen Erfolg haben sollen. Der nichts als gerechte Schlachten liefert. Wenn er Siege mit Siegen häufet, sich dabey zu mäßigen weiß, und denn die grosse Kunst, christlich zu regieren, ausübet. Dieses sind die unläugbaren Proben der Tugend, einer grossen und erhabenen Seele, die wenige ihres gleichen hat, und folglich die wahrhaften Züge eines weisen Fürsten.

Die schönsten Gaben des Leibes, die herrlichsten Eigenschaften der Seele, die Tugenden des Herzens, müssen seinen Unterthanen die Gedanken einflössen, unter seinem Schutze, würde ihre Glückseligkeit auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit steigen, wenn er entweder den Frieden, welchen der Geist des Aufruhrs bishero aus seinen Staaten verbannet, wiederum in dieselben einführet, oder seine Feinde die schrecklichen Folgen, welche einen gerechten Krieg zu begleiten pflegen, mit seiner ganzen Macht empfinden läßt. Wer wird nicht nach solchen Siegen entzückt, einen so grossen, wohlthätigen und majestätischen Für-

sten zu erblicken, den man mehr, durch die angenehme Reizungen seiner Person, durch seine edle Gesichtsbildung, durch seine ernsthafte Stellung, durch die Annehmlichkeit seiner vortreflichen Geberden, als durch den äusserlichen Schmuck seiner Pracht, und durch den Haufen, der ihn umgebenden und begleitenden Höflinge, unterscheiden kann?

Daß man mächtig, einsehend, tapfer, unerschrocken ist, dieses kann auch Fürsten zukommen, die wenig oder gar nicht berühmt sind. Allein, sich seiner Macht nur darzu bedienen, wie man die Unschuld schützen, und die Bosheit bestrafen soll; seiner Einsicht, wie ein grosses Vorhaben glücklich auszuführen; seiner Tapferkeit, wo die Güte nichts mehr verfangen will, und die Macht der Waffen nothwendig ist; seiner Unerschrockenheit, die Anfälle des Unglücks auszuhalten, und in dem Glücke nicht stolz zu seyn; Dieses, sage ich, kommt nur einem Fürsten zu, dessen Bild ich bisher zu entwerfen gesucht, dessen hohe Eigenschaften es schwer fällt, gehörig zu schildern.

Wer ist wohl so geschickt, die Liebe dieses Fürsten vor sein Volk, recht zu beschreiben? Die Neigung, welche er hat, solches zum glückseligsten der Erde zu machen? Die Freude, welche er durch den glücklichen Fortgang seiner

Anschläge, die allemal auf das Wohl des Landes gerichtet sind, empfindet? Das Mitleiden, wodurch er, bey den geringsten Unglücksfällen seiner Unterthanen, gerühret wird? Die Gnade, welche er täglich austheilet? Sein grosses Herz, welches keiner Verstellung fähig ist? Seinen unerschrockenen Muth, wodurch er alles wagt, wodurch er in allem sich erhält?

Wenn wir seine Thaten genau betrachten, so werden wir einen Helden gewahr, welcher alle andere zusammen, in ihm alleine zu vereinigen scheinet. Der Staatsmann, der Soldat, der Gelehrte, der Weltweise würden wichtige Lehren von ihm annehmen können, Bey der tiefsten Einsicht in die Staatssachen, bey der genauesten Wissenschaft der Geschichte, bey der Kenntnis so vieler Sprachen, befindet sich nichts, dessen er sich nicht erinnere, nichts das er nicht vollkommen einsehe und verstehe. Wissenschaften, welche auch den geschicktesten Köpfen zu schaffen geben, dienen ihm zuweilen blos zum Vergnügen. Als ein Liebhaber der Künste und Wissenschaften, sucht er dieselbige empor zu bringen, und ruft deswegen die geschicktesten und gelehrtesten Leute in sein Reich. Er suchet ihren Eifer, durch seine grosse Freygebigkeit, noch mehr zu ermuntern. Sie haben den Vortheil, in einem Staate zu leben, wo keine strenge Oberherrschaft die Freiheit des Geistes unterdrücket, sondern, da die Hof-

nung, durch Verdienste groß zu werden, den Muth aller Unterthanen belebet.

Wie glücklich ist ein Land, das einen so weisen Fürsten zum Regenten hat! Wie allgemein, und dauerhaft ist der Nutzen, wenn er ein Kenner, Verehrer und Beförderer der Gelehrsamkeit, der Künste und schönen Wissenschaften ist! Glückselige Völker, die des Schutzes eines so weisen Fürsten geniessen!

Mirtill und Coridon.

Ein Schäfergedicht.

Coridon.

Mirtill! mich dünkt, du denkest nach, bey diesen langen Abendstunden,
Wie bald des Frühlings schönste Pracht, vor unserm Horizont verschwunden.
Wie heiß der jüngste Sommer war, der unsre Lämmer hart gedrückt,
Und manches Schäfgen von dem Schoos, der schönen Schäferinn entrückt.
Hier schreyt der Krähen schwärmend Volk, dem rauhen Winter schon entgegen.
Dort schwärzt die Luft ein Rabenheer. Die Schwalbe kann sich nicht mehr regen.
Wie stark pfeift nicht der Boreas, der durch die öden Felder dringt,
Und nichts als Nebel, Kält und Frost, statt heitern Himmels mit sich bringt?
Wie klug meidt itzt der schlaue Spatz, die kalten Felder zu beschreiten,
Um sich, wo nun ein Schornstein raucht, die beßre Wohnung zu bereiten?

Jetzt,

Jetzt, da der frischgefallne Schnee, dem Wilde selbst gefährlich wird,
Wenn seine Fährt die Spur entdeckt, worauf es starr und schmachtend irrt,
Kann an dem Maynstrom unser Vieh, auch schwerlich grüne Weide finden,
Wo alles ganz erstorben liegt, in den sonst angenehmen Gründen.
Nur Phylax, der Getreue ists, der sich ganz schmeichlend zu mir krümmt,
Und mit Gelassenheit bemerkt, wie Frost und Sturm, den Anfang nimmt.
Man kann sich nicht zu dieser Zeit, bey frischer Fluren Blüth ergetzen.
Man flieht die sonst beliebte Quell, mit einem Schauer und Entsetzen.
Der harte Meliböus selbst, will nicht mehr auf die Weide gehn.
Und sängest du auch noch so gut, wer blieb vor deinem Liede stehn?
Gewiß, wenn bey der rauhen Zeit, mich nicht ein fröhlich Herz vergnügte,
So glaube ich ganz sicherlich, daß mich der Gram, wie dich besiegte.

Mirtill.

Schweig, Coridon! dein muntrer Scherz, soll mir nicht meine Ruhe störn.
Du bist der jüngste Hirte nur, und willst die alten schon belehrn,

Ich habe manchen starken Wolf, von unsrer Heerde weggetrieben,
Eh man dich noch in unsre Zunft, vergangnen Frühling eingeschrieben.
Wie heiß der jüngste Sommer war, ist mir nur allzuwohl bekannt;
Und jeder hört der Winde Schall: Doch, gute Schäfer halten Stand.
Diß, auch der stärkste Regenguß, mag mich nicht so, wie dich, leicht schrecken.
Die Eiche muß ein Zeuge seyn. Hier konntest du dich schön verstecken.
Der frühen Lerche himmlisch Lied, entzückt zwar jetzo nicht das Ohr.
Den Fuchs treibt Kälte, Hunger, Durst, gar oft aus seinem Bau hervor.
Doch solltest du den letzten Herbst, vor allen Dingen nicht vergessen.
Wie munter wurde da gespielt? Wie manche Traube aufgegessen?
Sag, kann dir diese schöne Zeit, so eilend schon entfallen seyn?
Hast du den Lenz so schön gesehn? Mich dünkt, du stimmest mit mir ein?

Coridon.

Ich stimme freylich mit dir ein. Allein, bey wütenden Orcanen,
Kann sich nicht weniger das Herz, den Weg zur sanften Freude bahnen.

Ich

Ich weiß, wie werth dir Magdalis, die
jüngst auf unsre Fluren kam,
Und das ihr überreichte Band, von uns ver-
gnügt entgegen nahm.

Mirtill.

Ja wohl! Es lebe Magdalis, die sich bey
unserm Wohlseyn freuet,
Und die ihr allzuzärtlich Ohr, doch unsern
matten Liedern weihet.
Die, trotz der besten Schäferinn, von Blu-
men holde Kränze windt;
Und da sie wohl bedächtig redt, des Beyfalls
schon gewiß, ihn findt.
Wie klopfte unser frohes Herz, und welche
süsse Regung wallte,
In unsrer treuvereinten Brust, so oft der
frohe Ruf erschallte:
Die Magdalis ist wieder da! Mirtill, noch
fühlet es mein Herz.
Die Freude herrschte überall, Gesprächigkeit,
und Lust und Scherz.
Wenn unser recht erwünschte Herr, auf uns
von seiner Wohnung blickte,
Gefiels ihm in der Seele wohl, daß Eintracht
seine Fluren schmückte.
Jetzt trennt das Schicksal uns von ihr. Doch
bin ich noch im Geiste da,
Und deucht mir auch die Magdalis, bey un-
serer Entfernung nah.

Cori-

Coridon.

Ists wahr! So deucht dir diß Mirtill? Wohl-
an! So lasse das Vergnügen,
Bey dieser trüben Witterung, der Milzsucht
Murrischthun besiegen.
Just heute sind es achtzehn Jahr, da Mag-
dalis die Welt erblickt.
Ein Tag, der unsre Schäferzunft, mit tausend-
facher Lust entzückt.
Ein Tag, den wir, wie Unschuldsvoll! zu un-
srer Freude oft besungen,
Wenn gleich das muntre Saytenspiel, nicht
nach der feinsten Kunst geklungen.
Drum denke ich an unsre Pflicht. Der Tag,
der soll uns heut erfreun.
Wir wollen ihn der Magdalis, obgleich ent-
fernt, doch zärtlich weihn.

Mirtill.

Ja, Coridon! die Magdalis, verdient es,
daß wir sie besingen.
Doch fürchte ich, daß unser Lied, nicht wird,
wie sies gern hört, gelingen.

Coridon.

Mirtill! dafür sey unbesorgt. Die Magda-
lis, ist so gerecht,
Daß sie nicht unser Lied verschmäht. Ein
junger Schäfer, dichtet schlecht.

Sie

Sie fordert nichts als Zärtlichkeit. Drum
können wir es kecklich wagen,
Das, was dieselbige empfindt, ihr ohne viele
Kunst zu sagen.

Mirtill.

Ich bin auch so, wie du, gesinnt. Und weil
der Geist viel heitrer denkt,
Wenn er sich selbst gelassen ist, und ihm nichts
seine Freiheit kränkt:
So wollen wir beym rauhen Sturm, und kal-
ter Winde strengem Blasen,
Doch ungebunden frölich seyn, als säßen wir
auf grünen Rasen.
Der Weise schickt sich in die Zeit, und reizt
der Sommer unsern Wunsch,
So schmeckt beym wärmenden Kamin, im
Winter uns ein lauer Punsch.

Coridon.

Was Punsch! den trinkt ein Schäfer nicht;
er trinkt nur Milch von seinen Schafen,
Und kann bey dieser Mäßigkeit, weit besser,
als beym Punsche, schlafen.
Doch schläft vielleicht der Dichter Geist? Es
scheint fast so. Stimm an, Mirtill!
Sonst ists vorbey! Man dichtet nicht, zu je-
der Zeit, da man es will.

Mirtill und Coridon.

So viel Wolle unsre Heerden,
Schon so manches Jahr gebracht;
So viel Stäublein auf der Erden,
So viel Sterne in der Nacht,
Als so viele Sonnen, funkeln,
Die der Künste Pracht verdunkeln:
Eben soviel Heil und Glück,
Fall auf **Magdalis** zurück!
Dieser Tag komm vielmals wieder,
Und belebe unsre Lieder,
Und vergnüge unsre Brust,
Mit der angenehmsten Lust.
Freuet euch ihr Schäferinnen!
Wißt ihr Herzen zu gewinnen,
So hebt unter eurem Chor,
Auch die **Magdalis** empor.
Wird sie sich einmal entschliessen,
Einen Schäfer zu erfreun:
Soll uns dieses nicht verdriessen,
Ihr ein schönres Lied zu weihn.

Von dem Gebrauche des Lebens.

Eine Uebersetzung.

Nachdem ich lange über den Zustand der Menschen nachgedacht, fande ich zwey Stücke, welche auf eine vernünftige Art die Sorge des Weisen ausmachen möchten. Das erste, ist die Untersuchung der Tugend, wodurch der ehrliche Mann kenntlich wird; das andere, der Gebrauch des Lebens, welcher ihn vergnügt macht, wenn er es werden kann; oder doch nicht so unglücklich, wenn er sich nicht ganz und gar von dessen Beschwerlichkeiten loszumachen weiß.

Es ist wahr, daß es eine Thorheit ist, wenn man auf dieser Welt das höchste Gut suchen will. Alle Begriffe, welche uns die alten Weltweisen davon gegeben haben, sind nur un-

deutliche

deutliche Vorstellungen von einem Gute, unser heftiges Verlangen noch mehr darnach zu reizen, und die Ungewißheit ihrer Meinungen, welche noch dazu hierinn so veränderlich sind, geben wohl zu erkennen, wie zweifelhaft diese Glückseligkeit sey, welche sie nichts destoweniger, mit so vielem Hochmuthe und Praleren, versprechen.

In Wahrheit, die beständige Abwechselung der Dinge in der Welt, die flüchtigen Bewegungen unsers Geistes, und die Unbeständigkeit unserer Leidenschaften, verstatten nicht, uns eine dauerhafte Ruhe, und Zufriedenheit unseres Lebens zu verschaffen. Und wenn ich noch das Unvermögen derjenigen Dinge, die uns vergnügen sollen, betrachte, und wie schwach unsere Sinne sind, die Eindrücke hievon zu empfinden, so höre ich auf einmal auf, einer solchen Scheinglückseligkeit weiter nachzustreben, und es fehlt wenig, daß ich nicht in eine gänzliche Gleichgültigkeit aller Dinge verfalle. Denn, was ist wohl für ein Vergnügen in der Welt, das nicht seine Bitterkeit mit sich führet? Unsere Sinne, werden die nicht oft in ihren Verrichtungen betrogen? Und unser Geist, ist der sich allezeit gleich wenn er durch die Unordnung unserer Sinne gestöret wird? Eine Krankheit, ein Winter, ein verdrieslicher Tag, öfters eine noch geringere Sache, verändert uns, und ändert in Anse-

hung unserer alle Dinge. Und wenn sich keine Veränderung in uns zutrüge, noch in alle dem, das uns umgiebt, so ist es doch ausser Streit, daß in dem glücklichsten Zustande, worinn sich unsere Seele hier befinden könte, und bey der besten Beschaffenheit, der unser Leib fähig wäre, wir dennoch unfähig sind, eine reine und wahrhafte Freude zu geniessen.

Weder der Umgang mit einem rechtschaffenen Manne, der mein angenehmstes Vergnügen ausmacht, weder die niedlichsten Speisen, noch die Reizungen der Thonkunst, welche meine fühlbarsten Wollüste sind, haben mir jemals das Vergnügen verschaft, welches mir meine Einbildung davon versprach, und ich mag mit Wahrheit sagen, daß, da ich unter den grösten Freiheiten meiner Sinne, das gute geschmecket habe, ich es dennoch mit so wenig Achtsamkeit genossen, daß ich gemeiniglich dabey, mich noch über meine wichtigste Geschäfte berathschlagen konnte.

Das Vergnügen, welches man bey den Lustspielen geniesset, und welche so viele Menschen zu besuchen pflegen, haben sie wohl ihre eifrigsten Vertheidiger, ein wahres Vergnügen empfinden lassen? Was mich betrift, so habe ich eine unendliche Menge derselben nur mit Verdruß ansehen können; und die allerschönsten, welche den grösten Haufen zu entzücken schie-

schienen, haben keine größre Gewalt, und Eindruck über meinen Geist haben können, als daß sie mich über die Unglücksfälle einer Heldin seufzen liessen, die doch das nicht erduldete, was mich in Bekümmerniß setzte, oder über das Unglück eines eingebildeten Monarchen, dessen falscher Schmerz, mir wahrhafte Thränen auspreßte, aber auch eben deswegen, wurde ich ganz verzweifelt böse über mich selber.

Weder die Schönheit unserer Gärten, welche aller Augen einnehmen, noch die Pracht des Hofes, weder die schimmernden Gesellschaften der auserlesensten Personen, noch die Schauspiele, die Tänze, die Reichthümer, die Sparsamkeit und Verschwendung, können einem einzigen Menschen auf der Welt, ein vollkommenes Vergnügen geben.

Diejenige, welche nur selten die Schauspiele besuchen, werden leicht darüber bestürzt, und wissen sich nicht recht, in so mancherley tolle und lustige Veränderungen, die sie daselbst wahrnehmen, zu schicken. Diejenige, welche sie öfters besuchen, bleiben dabey unempfindlich, und alle zusammen, können entweder aus einer ungewohnten Freude, oder dummen Unempfindlichkeit, das Angenehme dieser Vorstellungen, nicht ruhig schmecken. Andere, welche bey dem Ueberflusse aller Dinge, ihren Sinnen, mit demjenigen, was das allerniedlichste

ist, schmeichlen, geben sie nicht ihr Misvergnügen, bey dem Genusse solcher Sachen zu erkennen, indem sie sich beklagen, daß die Menge der Wollüste, sie ihnen auf die Letzte verhaßt macht.

Aber, wenn je ein Mensch auf dieser Erden hat glücklich seyn sollen, so muß man mir es zugestehen, daß solches Salomo gewesen, welchem die Weisheit zu Theil geworden. Statt, seinen Geist mit nichtswürdigen Dingen zu beschäftigen, bemühte er sich, wahre und dauerhafte Güter, aufzusuchen. Seine Macht verhalf ihm bald zu deren Besitz. Alles gieng ihm nach Wunsch; und sein Verlangen, wurde allezeit durch den Genuß der Dinge befriediget. Unterdessen giebt er doch zu erkennen, daß er so viel Eitelkeit bey deren Genusse angetroffen, daß er sich kaum hat enthalten können, das Leben zu hassen, und an seiner Länge einen Abscheu zu haben. Es ist also hienieden vor die Menschen keine vollkommene Glückseligkeit zu hoffen, sondern sie müssen vielmehr daran gedenken, wie sie sich gegen die Unglücksfälle, welche sie aller Orten umgeben, mögen vertheidigen, als nach einer Glückseligkeit zu seufzen, deren sie nicht fähig sind.

Allein, ob es gleich wahr ist, daß wir in diesem Leben, eine solche eingebildete Glückseligkeit, welche wir doch darinnen suchen, nicht

erlangen können, so muß man sich doch deswegen nicht den Tod wünschen, noch sich, wie aus Verzweifelung, unserm Elende preis geben. Denn, so ist die Natur der Menschen beschaffen, daß sie nach dem guten, welches wir nicht erlangen können, trachtet, und das, was vor unsern Augen lieget, verachtet. Man muß gestehen, unser Vergnügen ist von kurzer Dauer, und allezeit mit einer Bitterkeit vergesellschaftet: Dennoch aber nennen wir es ein Vergnügen, und wir vergessen dabey unser Elend. Eine weise Einrichtung des Lebens macht, daß wir solches mit Zufriedenheit geniessen können.

Gleichwie wir geschickt seyn müssen, das Unglück zu ertragen, so sollen wir auch wissen, uns unser Glück zu Nutz zu machen. Man muß auf gleiche Weise die Empfindungen vor den Schmerz zu ersticken, und unser Verlangen nach dem Vergnügen zu erregen wissen. Denn, die Mäßigkeit ist von aller Ausschweifung entfernet. Sie hasset nicht weniger diejenigen, welche ihren Körper durch Hunger ausmergeln, als solche, die sich mit ihren Zähnen ihr Grab machen, und derjenige, welcher gar Hungers stürbe, würde eben so sehr die Gesetze beleidigen, als derjenige, welcher nur darum so viele Speisen einschluckte, daß er bald darauf bersten könnte.

Wie sind wir doch nicht so unbesonnene Leute! Wir beklagen uns zu aller Stunde über die Härte unsers Schicksals, welche wir empfinden, sobald wir nur anfangen, in die Welt zu treten. Wir beseufzen die Unruhe unsers Lebens. Wir bejammern die Schmerzen unsers Todes. Dem ohngeachtet fügen wir noch alle Tage neues Uebel zu unserm Elende hinzu; und es scheinet, daß wir nur deswegen sinnreich sind, um uns noch unglückseliger zu machen.

Dieses Betragen, ist weit von der Gemüthsverfassung desjenigen grossen Weisen entfernet, von dem wir so eben geredet haben. Er untersuchte alle diese Dinge in der Welt, nach welchen wir ein so grosses Verlangen bezeugen, und erkannte gar bald die Eitelkeit derselben. Allein, er faßte doch deswegen nicht einen allgemeinen Widerwillen gegen diese Dinge, welchen er so fleissig nachgedacht, und da er allezeit in einer gleichen Gemüthsbeschaffenheit dabey blieb, so genoß er ganz ruhig das Vergnügen dieses Lebens.

Das

Das Pferd und die Thiere.

Eine Erzählung.

Man sagt, daß einst ein Pferd, zu weiden,
Auf neubewachsne Wiesen kam,
Als die Natur, sich zu bekleiden,
Und ihre Pracht zu zeigen, unternahm.
Sein Leib war wohl gebaut, sein ganzes Wesen lebte.
Die Farbe weiß und schön. Dem schlanken Pferde klebte,
Annoch die Munterkeit, der jungen Füllen an.
Und überdem, so war es auf der Bahn,
Von klugen Meistern zugeritten.
Hier zeigte es, nun seiner Schönheit Gaben.
Bald fiengs großmüthig an zu traben.
Bald giengs, mit langsam stolzen Schritten.

Die Thiere sahen es, und sprachen eins zum
andern:
Kommt! laßt uns dieses seltene besehn.
Gesagt, gebilliget. Sie wollen dahin wan-
dern.
Das Roß erblickte sie, und blieb für Freu-
den stehn.

Das Maulthier kam, dies Kunststück zu
beschauen,
Und fragte: Kann wohl die Natur ein sol-
ches Wunder bauen?
Es lobte, und bewunderte des Schimmels
Reiz.
Der Ochse brüllte ihm, hierauf sein Lob ent-
gegen,
Und muste selbst, für ihn viel Ehrfurcht he-
gen.
Der Hund trat schnell herbey. Sein sonst
bekannter Geiz,
Benahm dem Rosse nichts, diesmal von sei-
nen Würden.
Er suchte keine Häßlichkeit, dem Pferde auf-
zubürden.
Was mehr? Von den belaubten Bäumen
klang,
Der muntern Vögel Lobgesang.

Der

Der Thiere ihr Monarch, vernahm des Rosses Schein.
Er unterließ den Raub, und zeigte Großmuthsproben,
Und hüllte sich, in die Natur der Zahmen ein,
Und fieng recht majestätisch an zu loben.
Der Wolf verließ den Wald, und bey ihm war der Bäre,
So zahm, als wenn er gleich, dazu ermahnet wäre.
Sie loben nach Gebühr, und sind von Schmeicheln frey.
Alsbald erhob der Hirsch, sein künstliches Geweih.
Sein Ausspruch war voll Lob, und voll Bewunderung.
Der Schimmel freute sich, daß es ihm so gelung.
Er drehte Haupt und Leib, und spitzte Mund und Ohr.
Der Hirsch empfahl sich ihm. Gleich trat der Bock hervor.
Nein! rief der Fuchs. Nun trift die Reihe mich.
Was? meckerte der Bock, und sträubte sich,
Und drohete, dem Gegner mit dem Tode.
Ich gehe vor. Er schloß, nach mathematischer Methode,
Und wollte seinen Vorzug demonstriren.
Doch, es mißfiel den andern Thieren,

Und also half es nichts. Ich selbst weis nicht warum.
Vielleicht ist dies der Grund: Man hält den Bock für dumm.

Herr Fuchs erscheint geschwind, und reget Hand und Mund,
Und machet, was er denkt, dem jungen Pferde kund.
Er sahe Hals und Schweif, die Mähne, Huf und Augen,
Und sprach: Fürwahr! kein Thier, kann dich zu loben taugen.
Doch, ob ich gleich, ein schwacher Redner bin,
So kann ich doch, pflichtmäßig nicht umhin,
Dir meines Herzens Regung zu erklären,
Und dich hier feyerlich, und redlich zu verehren.
Genug! den Bock verlangt, eh er den Glückwunsch bringt.
Er zweifelt, ob ihm auch sein Wunsch gelingt.
Nach seinem wenigen, natürlichen Geschicke,
Sprach er nichts gründliches, von dieses Pferdes Glücke.
Kaum fieng sich seine Rede an, so gieng er wieder fort,
Und überließ dem folgenden den Ort.

Nun kommt ein scharfer Kritikus,
Der Esel, mit gesteiften Ohren.
Sein Schritt war langsam, und sein Fuß,
Viel minder zur Geschwindigkeit gebohren.
Er dachte bey sich selbst: O welche Einfalt, welche Thoren,
Hat nun der Thiere Reich hervorgebracht!
Er schüttelte den Kopf, und blieb bey seiner Esels Tracht.
Doch, hiemit war der Tadel nicht geendet.
Er rief: Die Kunst, hat gar zuviel an ihm verschwendet.
Wir Esel müssen Haß, und Schweiß ausstehn,
Und, Tag und Nacht, beladen gehn.
Und du verwegenes, und ausgelaßnes Thier,
Gehst ohne Müh und Schweiß, und unbeladen hier?

Zwar war hierdurch, des Thieres Ruhm gekränket.
Doch, hört! wie edel hier der Schimmel denket.
Er setzte sein Gemüth in Ruh,
Und wieherte ihm diese Worte zu:
Mein Freund! Ich kann zwar deinen Tadel leiden.
Doch, geh! und lerne erst, die Kunst zu unterscheiden,

Was

Was man bewundern muß, und was des Tadels werth,
Und zu verachten ist. Hat man dich dies gelehrt,
So wird dein Urtheil, künftig angenommen.
Die Antwort, war den Thieren billig vorgekommen.
Sie waren, auf das Lob des Rosses, mehr bedacht.
Der Schimmel ward gelobt, der Esel ausgelacht.

* * *

Mich deucht, dies ist annoch, der Lauf in unsrer Welt.
Dem thörichten Geschlecht gefällt,
Was kluge, und gescheute hassen.
Man handle wohl; So tritt ein Thor,
Mit lermendem Geräusch hervor,
Schimpft ärger, als die Weiber auf den Gassen.
Man schreibe gut; So sind doch Neider da.
Und werden sie, um Rath befragt,
So spricht der eine Nein, der andere Ja.
Drum ist es wahr, was jener Weise sagt:
Ein Kluger, lebt schon in der besten Welt,
Wenn er nur wenigen, doch redlichen gefällt.

Die Begebenheiten des A * * *

Eine Uebersetzung.

Sophronimes, welcher die anererbten Güter seiner Vorfahren, durch Schiffbruch und andere Unglücksfälle verloren, tröstete sich hierüber, durch die entzückende Betrachtung seiner Tugend, auf der Insul Delos. Er heiligte seine Bemühungen an diesem Orte, dem Dienste und Lobe Gottes. Er widmete, in dieser stillen Einsamkeit, seinen Fleis den Musen, deren Liebling er war. Er untersuchte gar genau alle Geheimnisse der Natur, den Lauf der Gestirne, die Bewegungen des Himmels, die Ordnung der Elemente, den künstlichen Bau der Welt, die Tugend und Eigenschaft der Pflanzen, die bewunderungswürdige Bildung des Leibes der Thiere, und was das meiste war, so studierte er sich selbst, und

und ließ das seine gröste Beschäftigung seyn, seine Seele mit den gesegneten Früchten der Tugend zu zieren. Auf solche Weise hatte das Unglück, welches ihn erniedrigen wollte, ihn zur wahren Ehre, zur Ausübung der Weisheit erhoben.

Als er einige Zeit, ohne Hülfe und von allem entblößt an diesem stillen Aufenthalte zugebracht, ward er einsmals an dem Ufer des Meers, einen verehrungswürdigen Greis gewahr, den er gar nicht kannte, und der so eben auf dieser Insul angeländet. Dieses graue Haupt, bewunderte die Gestade des Meers, weil ihm bekannt war, daß auf selbigen ehedem diese Insul, ein schwimmender Körper gewesen. Er lenkte seine Aufmerksamkeit auf jene Küste, über welche noch Sandbänke und Felsen hervorragten, und auf welcher man kleine Hügel erblickte, die allezeit, mit einem beblümten und grünen Schmucke, prangeten. Er konnte nicht genug diese reine Quellen und schnelle Flüsse betrachten, die diese glückselige Felder bewässerten. Er setzte seinen Schritt gegen den geheiligten Wald fort, worinn man die Gottheit verehrte. Er gerieth in die gröste Verwunderung, als er sahe, daß die kältesten Nordwinde nicht vermögend gewesen, den grünen Schmuck der belaubten Bäume zu verunstalten, und er erblickte schon von weiten den Tempel, den man aus einem Marmor, aus der Insul Pa-

ros

ros gehauen, welcher die Weisse des Schnees übertraf, und mit hohen Säulen von Jaspis umgeben war. Sophronimes, war nicht weniger aufmerksam, diesen Greis zu betrachten. Sein grauer Bart hieng ihm bis auf die Brust herunter. Sein runzlichtes Angesicht, hatte nichts häßliches an sich. Er war noch, von den widrigen Anfällen eines hinfälligen Alters, befreyet. Seine Augen, gaben eine angenehme Lebhaftigkeit zu erkennen. Seine Gestalt war hoch und ansehnlich, obgleich ein wenig gekrümmet, und ein Stock von Elfenbein, dienete ihm zu seiner Stütze. Mein werthester Fremdling! sagte Sophronimes zu ihm, was suchet ihr auf dieser Insul, die euch so unbekannt vorkommt? Ist es vielleicht der Tempel der Gottheit, so sage ich euch, daß ihr ihn von ferne sehet, und ich erbiete mich, euch dahin zu begleiten. Denn, ich fürchte Gott, und ich habe aus meiner Religion so viel gelernet, daß man die Fremdlinge wohl aufnehmen soll.

Der Alte sagte hierauf! Ich nehme euer so gütiges Anerbieten mit Freuden an, und ich bitte Gott, daß er eure Dienstgefälligkeit, die ihr den Fremden erzeiget, belohnen wolle. Laßt uns denn zu dem Tempel gehen. Unterwegs erzehlte er dem Sophronimes die Ursache seiner Reise. Mein Name, sagte er, ist Aristonous

ſtontous. Ich bin aus der Stadt Clazomene, in Jonien gebürtig, die auf jener angenehmen Küſte gelegen, die ſich bis ins Meer erſtrecket, und die ſich mit der Inſul Chio, dem beglückten Vaterlande des Homerus, zu vereinigen ſcheinet. Ich ward von armen, doch edlen Eltern geboren. Mein Vater, der ſich Polyſtrates nannte, und ſchon mit einer zahlreichen Familie verſehen war, wollte gar keine Sorge auf meine Erziehung wenden. Er ließ mich durch einen ſeiner Freunde von Teos, als einen Verlaſſenen ausſetzen. Ein altes Weib von Erytra, welche einige Güter nahe an dem Orte hatte, wo man mich niedergeleget, ernährte mich mit Ziegenmilch in ihrem Hauſe. Allein, wie ſie ſelbſt nichts mehr zu leben hatte, ſo verkaufte ſie mich, als ich erwachſen war, an einen Sclavenhändler, der mich nach Lycien brachte. Zu Patera, verkaufte er mich an einem reichen, und tugendhaften Mann, mit Namen Alcines. Dieſer Alcines nahm ſich meiner Jugend treulich an. Ich ſchien ihm gelehrig, beſcheiden, aufrichtig, gütig, und zu allen erbaren Dingen geſchickt, zu deren Unterweiſung er ſich zu meinem Beſten unterziehen wollte. Er widmete mich den Künſten, welchen Apollo ſeine Gunſt nicht verſaget. Er ließ mich die Thonkunſt, die Leibesübungen, und ſonderlich die Wundarzney erlernen. Ich erlangte gar bald einen ziemlich

grossen Ruhm in dieser so unentbehrlichen Kunst, und Apollo, der mich belebte, entdeckte mir die wunderbaresten Geheimnisse.

Alcines, welcher mich je mehr und mehr liebte, und darüber entzückt war, den glücklichen Fortgang, seiner auf mich gewandten Sorgen zu erblicken, schenkte mir die Freyheit, und schickte mich zu dem Damocles, Könige in Licaonien, welcher, weil er die Ausschweifungen liebte, sich ein langes Leben wünschte, und sich dabey immer fürchtete, er möchte seine Jahre nicht hoch genug bringen. Dieser König überhäufte mich mit grossen Reichthümern, aus der Absicht, daß ich bey ihm bleiben sollte. Einige Jahre hernach starb Damocles. Sein Sohn, der durch die Schmeichler des Hofs wider mich aufgebracht war, muste mir dazu dienen, daß ich an alle demjenigen, was die Sinnen reizet, einen Ekel fand. Ich verspürte bey mir endlich ein heftiges Verlangen, mein Vaterland Lycien wieder zu sehen, allwo ich auf eine so angenehme Weise meine Jugend zugebracht. Ich hofte den Alcines daselbst wieder anzutreffen, welcher mich auferzogen, und der der erste Urheber meines ganzen Glückes gewesen. Als ich in diesem Lande ankam, erfuhr ich, daß Alcines gestorben war, nachdem er alle seine Güter verloren, und mit vieler Standhaftigkeit, die Unglücksfälle seines Alters ertragen hatte. Ich

bemühte mich, Blumen und Thränen über seine Asche zu streuen, ich ehrte sein Grab mit einer Innschrift, und erkundigte mich, wo seine Kinder hingekommen wären.

Man sagte mir, daß nur ein einiger von ihnen übrig geblieben, mit Namen Orcilochus, und daß, weil derselbe sich nicht entschliessen können, in seinem Vaterlande von allem entblösset, zu verbleiben, und worinn sein Vater, mit so vielem Ansehen gestanden, er sich an Bord eines fremden Schifs begeben, um in einer abgesonderten Insul des Meers, ein stilles Leben zu führen. Man erzehlte mir weiter, daß dieser Orcilochus, wenige Zeit hernach in der Gegend der Insul Carphate habe Schifbruch gelitten, und daß folglich auf diese Art, niemand mehr von der Familie, meines Wohlthäters Alcines, vorhanden sey.

Ich entschlosse mich, sogleich das Haus, worinn er gewohnet, samt den fruchtbaren Feldern, die er in der dasigen Gegend besessen, an mich zu kaufen. Ich freute mich, denjenigen Ort wieder zu erblicken, der mir das Andenken meines so zarten Alters, und meines so grossen Wohlthäters, auf eine angenehme Weise erneuerte. Es kam mir vor, als wenn ich noch in der Blüthe meiner ersten Jahre stünde, die ich auf den Dienst des Alcines damals verwendete. Kaum war der Kauf, zwischen

seinen

seinen Glaubigern, und mir, in Richtigkeit gebracht, so müste ich nach Clazomene reisen. Mein Vater Polystrates, und meine Mutter Phidile, sturben. Ich hatte noch mehrere Brüder, die sich nicht allzuwohl miteinander vertragen konnten. Sobald ich zu Clazomene ankam, zeigte ich mich ihnen unter einem schlechten Anzuge, als wie ein Mensch, der an allem Mangel litte, und liesse sie die Kennzeichen sehen, mit welchen man, wie ihr wißt, Sorge trägt, die Kinder auszusetzen. Sie wunderten sich sehr, die so schon grosse Anzahl der Erben des Polystrates vermehret zu sehen, die sich in seinen kleinen Nachlaß theilen sollten. Sie wollten mir sogar Zweifel wegen meiner rechtmäßigen Geburt erregen, und sie giengen so weit, daß sie mich nicht einmal vor den Richtern für ihren Bruder erkannten. Hierauf erklärte ich, um ihre Unmenschlichkeit zu züchtigen, daß ich darein willigte, in Ansehung ihrer ein Fremdling zu seyn, und bat, daß sie auf ewig von meiner Verlassenschaft ausgeschlossen seyn sollten. Die Richter erkannten dieses alles für recht und billig, und bald darauf zeigte ich die Reichthümer, die ich auf mein Schif mitgenommen hatte. Ich entdeckte ihnen, daß ich dieser Aristonous wäre, der so viele Schätze bey dem Damocles, Könige in Licaonien erworben, und daß ich mich niemalen verehlichet hätte.

Es kam meine Brüder die Reue an, daß sie auf eine so ungerechte Weise mit mir verfahren, und in der Hofnung, einsmals meine Erben seyn zu können, wendeten sie alle Mühe, wiewohl vergeblich an, meine Freundschaft wieder zu gewinnen. Ihre Uneinigkeit brachte es dahin, daß die Güter unsers Vaters öffentlich verkauft wurden. Ich kaufte sie an mich, und sie hatten den Verdruß zu sehen, daß alle die Güter unsers Vaters, in die Hände desjenigen kamen, dem sie nicht den geringsten Theil davon gönneten. Auf solche Weise fielen sie in eine erschreckliche Armuth. Allein, nachdem sie lange genug ihren Fehler empfunden, wollte ich ihnen dennoch mein gutes Herz zu erkennen geben. Ich vergab ihnen. Ich nahm sie in mein Haus auf. Ich gab einem jeden soviel, daß er etwas damit für sich in der Handlung erwerben konnte. Ich verbannete die Zwietracht unter ihnen, daß sie wiederum friedlich miteinander lebten. Sie, und ihre Kinder, genossen bey mir einen ruhigen Aufenthalt. Ich ward der gemeinschaftliche Vater, aller dieser verschiedenen Familien. Durch ihre Einigkeit, und durch ihren Fleis zur Arbeit, sammleten sie gar bald beträchtliche Schätze.

Unterdessen hat sich, wie ihr sehet, das Alter bey mir eingefunden. Die hohen Jahre, haben mein Haupt mit Schnee bedeckt, und

mein Gesicht in Runzeln gezogen. Die Schwäche meines Alters, giebt mir unvermerkt zu erkennen, daß ich nicht lange mehr, einer so vollkommenen Glückseligkeit geniessen werde. Ehe ich sterbe, habe ich noch zum letztenmal dieses Land, das mir so angenehm ist, sehen wollen; dieses beglückte Lycien, worinn ich unter der Anführung des tugendhaften Alcines, die Lehren der Klugheit, und Weisheit eingesogen. Als ich zu Wasser dahin zurückkehren wollte, traf ich einen Kaufmann, aus einer der Cycladischen Insuln an, der mich versicherte, daß noch zu Delos, ein Sohn des Orcilochus am Leben wäre, welcher das, seine einzige Beschäftigung seyn ließ, die Weisheit und Tugend seines Großvaters Alcines, nachzuahmen. Ich änderte sogleich den genommenen Weg nach Lycien, und eilte, unter der verspürten Gunst des Apollo, denjenigen kostbaren Rest einer Familie, welcher ich alles zu verdanken hatte, in seiner Insul aufzusuchen. Ich habe noch wenige Zeit zu leben übrig. Der Tod, wird diese süsse Zufriedenheit, welche den wenigsten Sterblichen zu Theil wird, mit dem Ende meiner Tage auf einmal aufheben. Allein, ich will gerne sterben, wenn nur meine Augen, ehe sie sich schliessen, noch den Enkel meines Herrn sehen können!

Redet itzo, ihr! die ihr mit ihm diese glückliche Insul bewohnet! Kennet ihr ihn? Könnet

net ihr mir wohl sagen, wo ich ihn antreffen werde? Wenn ihr macht, daß ich ihn sprechen kann, so wünsche ich euch zur Vergeltung, daß ihr eure Kindeskinder, bis ins fünfte Glied, auf eurem Schoosse herzen möget. Euer Haus, müsse in Frieden und Ueberflusse, als die Frucht eurer Tugend, und in beständigem Flor erhalten werden! Als **Aristonous** noch so redete, fielen dem **Sophronimes** für Schmerz und Freuden, die Thränen aus den Augen. Endlich fiel er, ohne ein Wort reden zu können, diesem ehrwürdigen Greis um den Hals, er umarmte ihn, er drückte ihn fest an sich, und ließ diese mit Seufzer vermengte Worte, mit schwacher Stimme von sich hören:

Ach! mein Vater! Ich bin derjenige, den ihr suchet. Ihr sehet den **Sophronimes**, den Enkel eures verewigten Freundes **Alcines**. Ja, ich bin es, und indem ich eure Begebenheiten anhöre, so trage ich nicht den mindesten Zweifel, daß euch Gott hieher gesendet, mein Leiden zu versüssen. Die Erkenntlichkeit, welche auf Erden verschwunden zu seyn scheinet, ist bey euch allein anzutreffen. In meiner Jugend habe ich gehöret, daß ein berühmter, reicher und in Lycaonien seßhafter Mann, bey meinem Großvater auferzogen worden sey. Allein, gleichwie mein Vater Orcilochus, in seinen jungen Jahren verstarb, und mich als ein unschuldiges Kind in der Wiegen zurück

ließ,

ließ, so hatte ich von allen diesen Dingen, nur eine dunkele Vorstellung. Bey solcher Ungewißheit, getrauete ich nicht nach Lycaonien zu kehren. Ich wollte lieber auf dieser Insul bleiben. Die Verachtung der eitlen Reichthümer, und die süsse Beschäftigung, den Wissenschaften in dem geheiligten Tempel des Apollo obzuliegen, richteten mich auf. Die Weisheit, welche die Menschen lehret und gewöhnet, mit wenigem zufrieden und vergnügt zu seyn, hat mir bisher statt aller anderen Güter gedienet.

Als **Sophronimes** diese Worte geendiget, und sich dem Tempel genähert hatte, schlug er dem **Aristonous** vor, daselbst ihr Gebet zu thun. Sie verrichteten es, mit einer rührenden Andacht.

Den übrigen Theil des Tages, brachten sie damit zu, daß sie sich einander ihre Begebenheiten erzählten. **Sophronimes** empfienge den **Aristonous** mit der Zärtlichkeit und Ehrfurcht bey sich, welche er dem **Alcines** selbst bewiesen haben würde, wenn er noch am Leben gewesen wäre. Den andern Tag reiseten sie miteinander ab, und schiften sich nach Lycien ein. Sie langten mit günstigem Winde daselbst an. **Aristonous** führte sogleich den **Sophronimes** auf ein fruchtbares Gefielde, an dem Ufer des Flusses Xanthus, in dessen Wasser

ser Apollo, als er von der Jagd zurückkehrte, und ganz mit Staub bedecket war, so oft seinen Leib wusch, und seine schöne blonde Haare, vom Schweise und Schmuze reinigte.

Sie fanden längst des Flusses hohe Pappelbäume, und niedrigstehende Weiden, deren grüne und zarte Decke, eine Menge Nester unzähliger Vögel verbarg, welche Tag und Nacht, mit ihrem lieblichen Gesange, die Luft erfüllten. Der Strom, der von einem Felsen, mit vielem Geräusche und Schaume, herabstürzte, zerbrach seine Fluthen in einem Kanal, der voller kleinen Kieselsteine wimmelte. Die ganze Ebene schmückte eine güldene Erndte. Die Hügel, die sich wie ein Amphitheater erhoben, waren mit Weinstöcken und fruchtbaren Bäumen bepflanzet. Die ganze Natur, war daselbst in einer reizenden, und entzückenden Gestalt. Der Himmel war heiter und aufgekläret. Die Erde, war allezeit bereit, aus ihrem Schoose neue Reichthümer herzugeben, um den Fleis des Ackermanns zu belohnen.

Wie sie immer längst des Flusses fortgiengen, erblickte Sophronimes, ein, sonder grossen Zierrath, aufgeführtes mittelmässiges Haus, jedoch von einer regelmässigen Bauart, und richtigem Verhältnisse aller seiner Theile. Er fand daran weder Marmor noch Gold, weder Silber noch Elfenbein, noch Hausrath von Purpur. Alles war an demselben reinlich,

lich, und voller Annehm- und Bequemlichkeit, doch ohne Pracht. Ein Springbrunnen war mitten in dem Hof zu sehen, und machte einen kleinen Kanal aus, der mit einem grünen Wasen, wie mit einem Teppich, bekleidet war. Der Garten war nicht allzugroß. Man sahe darinnen nützliche Früchte und Pflanzen, die zur Nahrung der Menschen dienten. Auf beiden Seiten des Gartens, ragten zwey Gehölze hervor, deren Bäume fast so alt, als die Erde, ihre Mutter, waren, und deren dicke Aeste einen Schatten von sich wurfen, durch welche die Sonnenstrahlen nicht durchbrechen konnten. Sie traten hernach in einen grossen Saal, wo sie eine angenehme Mahlzeit von solchen Speisen thaten, die die Natur in den Gärten darbot. Man fande daran nichts von demjenigen, was die Lüsternheit der Menschen, so weit und so theuer, aus denen Städten herbeyzuholen pflegt. Die Gerichte bestunden aus Milch, und zwar von so süssem Geschmacke, als diejenige gewesen, welche Apollo getrunken, als er Schäfer bey dem Könige Admetes war. Ferner aus Honig, der weit vortreflicher gewesen, als den die Bienen von Hibla, in Sicilien, oder auf dem Berge Himotte, in Attica, bereitet. Es waren Hülsenfrüchte aus dem Garten dabey, und sehr schmackhaftes Obst, das man frisch von den Bäumen gebrochen. Endlich wurde ein Wein, weit niedlicher als

der

der Nectar, aus grossen Gefässen, in Becher von getriebener Arbeit, gegossen.

Während dieser nützlicheingerichteten, doch angenehmen und ruhigen Mahlzeit, wollte sich Aristonous doch nicht zu Tische setzen. Er suchte gar bald, unter allerley Vorwand, seine Bescheidenheit zu verstecken. Allein, wie Sophronimes ihn endlich weiter nöthigen wollte, erklärte er, daß er sich niemals entschliessen würde, mit dem Enkel des Alcines zu speisen, dem er so lange Zeit, und zwar in dem nämlichen Saale, als Sclave gedienet. Hier ist der Ort, sagte er zu ihm, allwo dieser weise Greis zu speisen pflegte. Dort ist es, allwo er mit seinen Freunden, einen genauen und vertrauten Umgang unterhielte. Hier ist es, wo er sich mit dem Spiel ergetzte. Dort gieng er öfters spatzieren, und lase den Hesiodus, und Homerus; und hier ist der Ort, wo er des Nachts ruhete. Indem er aller dieser Umstände sich wiederum erinnerte, wurde sein Herz erweichet, und die Thränen fiengen an, ihm haufenweis über die Wangen zu rollen.

Nach der Mahlzeit, liesse er den Sophronimes die schönsten Wiesen sehen, auf welchen seine zahlreiche Heerden weideten, und die an dem Ufer des Flusses, durch ihr freudiges Blöken, und Brüllen, ihre Zufriedenheit zu erkennen gaben. Darauf wurden sie grosse Heer-

den

den von Hämmel und Schafen gewahr, welche von grüner Weide zurückkamen. Die Euter der blöckenden Schafe, strotzten für der Schwere, und Menge ihrer fetten Milch, und ihre junge hüpfende Lämmer, folgten ihnen auf dem Fusse nach. Man sahe überall die Arbeitsleute beschäftiget, welche zum Besten ihres gütigen, und freundlichen Herrns, sich der härtesten Arbeit unterzogen. Sie thaten alles aus Liebe für ihn, weil er ihnen die Beschwerlichkeiten der Sclaverey, erträglich machte.

Als nun Aristonous dem Sophronimes sein Haus, seine Sclaven, seine Heerden und Ländereyen, die durch einen sorgfältigen Fleiß, so fruchtbar geworden waren, gezeiget hatte, sprach er zu ihm folgende Worte: Ich bin erfreut, euch in dem Besitze des alten Erbtheils eurer Vorfahren zu sehen. Ja, ich bin vergnügt, weil ich euch den Ort zum Eigenthum überlasse, allwo ich so lange Zeit als Sclave dem Alcines gedienet. Geniesset dasjenige im Frieden, was ihm angehörte. Das Glück müsse euer beständiger Gefährte seyn! Durch eure Wachsamkeit, bereitet euch auf die Zukunft, ein angenehmeres Ende, als das seinige gewesen.

Bald darauf übergab, und schenkte er ihm würklich diese Güter, mit allen denjenigen Feyerlichkeiten, welche die Gesetze erfordern, und

und erklärte dabey, daß seine natürliche Erben, auf den Fall, auf immer von seiner Verlassenschaft ausgeschlossen seyn sollten, wenn sie sich etwa aus Undankbarkeit beygehen liessen, die Schenkung, welche er zum Besten des Enkels vom Alcines, als seines grossen Wohlthäters gethan, in Zweifel zu ziehen.

Allein, das war noch nicht genug, dem Willen des Aristonous ein Genüge zu thun. Ehe er sein Haus abtrat, so schmückte er es noch mit ganz neuen Meublen aus, die zwar keinen grossen Pracht zu erkennen gaben, aber dem ohngeachtet angenehm in die Augen fielen. Er füllte die Scheuren und Kornböden bis oben an, und versahe den Keller mit dem niedlichsten Weine. Endlich fügte er noch eine unzählbare Menge Stücke Tuch, von feiner und schneeweisser Leinwand hinzu, als eine reiche Abgabe von den zarten Schafen, die auf den hohen Gebürgen von Arcadien, und in den fetten Triften von Sicilien, weideten

In solchem Zustande übergab er dem Sophronimes sein Haus. Er begleitete dieses Geschenke, noch mit der ansehnlichen Summe von funfzig tausend Thaler, und behielte seinen Freunden diejenigen Güter bevor, die er auf der Halbinsul von Clazomene, in den Gegenden von Smyrna, Lebede und Colophon besaß,

und die von sehr grossem Werthe waren. Als diese Schenkung in Richtigkeit gebracht war, gieng Aristonous wiederum an Bord seines Schifs, um nach Jonien zurückzukehren.

Sophronimes, der durch eine so prächtige Schenkung in die gröste Verwunderung gesetzet, und zärtlich gerühret war, begleitete seinen Wohlthäter, mit thränenden Augen bis an das Schiff, indem er ihn beständig seinen Vater nannte, ihm um den Hals fiel, und ihn unter seinen Armen fest ans Herz drückte, so daß es schiene, als könnte er sich ohnmöglich, von einem so grossen Wohlthäter trennen, und ihn auf einmal verlassen. Aristonous gieng endlich zu Schif, und langte gar bald, unter einem günstigen Winde, an dem Orte seiner Bestimmung an. Kein einiges von seinen Freunden, getraute sich, darüber sich zu beklagen, was er so eben zum Besten des Sophronimes gethan hatte. Er sagte zu ihnen: Ich habe in meinem aufgerichteten letzten Willen, diesen Befehl hinterlassen, daß alle meine Güter verkauft, und unter die Armen in Jonien vertheilet werden sollen, wenn jemals ein einiges von euch, sich unterfangen wird, die Schenkung, welche ich itzo zum Vortheil des Enkels vom Alcines gethan, in Zweifel zu ziehen.

Die-

Dieser weise Greis, lebte inzwischen in Frieden, und genoß in Ruhe der Güter, welche die Belohnung seiner Tugend gewesen. Ohngeachtet seines hohen Alters, unternahm er dennoch alle Jahre eine Reise nach Lycien, um sowohl den **Sophronimes** zu besuchen, als das Grabmal des **Alcines** zu ehren, welches er mit den schönsten Zierrathen der Bau- und Bildhauerkunst ausschmücken lassen. Er hatte befohlen, daß seine eigene Asche nach seinem Tode, in die nämliche Gruft gebracht werden sollte, damit sie ihre Ruhe bey derjenigen seines Herrn haben möchte.

Aus Begierde und Verlangen, den **Aristonous** wieder zu sehen, gieng **Sophronimes** jedes Jahr im Frühling, an das Gestade des Meers, und sahe mit unverwandten Augen, nach derjenigen Gegend, woher in dieser Jahreszeit das Schif des **Aristonous** zu kommen pflegte. Er hatte jedes Jahr das Vergnügen, von weitem dieses ihm so angenehme Schif, mitten unter den salzigten Wellen anlangen zu sehen, und die Ankunft desselben, war ihm viel werther, als alle die erquickende Annehmlichkeiten, womit der Frühling, nach ausgehaltener Strenge des unfreundlichen Winters, die Natur wiederum aufs neue belebet.

Jedoch, es verfloß ein Jahr, in welchem er dieses so sehnlich gewünschte Schif, das er

gewohnt

gewohnt war, alle Jahre zu sehen, nicht mehr ankommen sahe. Er seufzete, und vergoß hierüber bittere Thränen. Furcht und Traurigkeit, verstellten sein Angesicht. Der süsse Schlaf, entfernte sich weit von seinen Augen. Es wollte ihm kein Essen, kein Trinken mehr schmecken, so niedlich es auch zugerichtet war. Er schwebte in einer beständigen Unruhe, und das geringste Geräusch, erschreckte ihn. Seine Augen, waren allezeit nach dem Haven gerichtet, in welchem er das Schif seines Wohlthäters einlaufen sehen. Er fragte jeden Augenblick, ob man nicht ein Schif aus Jonien anlanden sehen. Es kam eines. Aber! leider! Aristonous befand sich nicht auf demselben. Es hatte nur eine silberne Todtenurne am Bord, worinn man seine Asche verwahret hatte.

Amphicles, ein alter Freund des Verstorbenen, der fast gleiches Alters mit demselben war, und sich der Ausrichtung seines letzten Willens mit aller Treue unterzog, überbrachre mit vielen Thränen, diesen Rest menschlicher Sterblichkeit. Als er den Sophronimes anreden wollte, konnten beide für Schmerz kein Wort vorbringen, und sie drückten sich nur durch Seufzer aus. Sophronimes, als er das Gefäße, worinn die Asche seines erblaßten Wohlthäters aufbehalten ward, geküsset, und mit seinen Thränen benetzet hatte, liesse end-

lich diese Worte von sich hören: O! ehrwürdiger, und nun erblaßter Greis! Du hast bisher die Glückseligkeit meines Lebens ausgemacht, und itzo verursacht mir dein Tod den allerempfindlichsten Schmerz. Soll ich dich denn auf ewig verlieren! Nichts, als der Tod, würde mir angenehm seyn, dich wieder zu sehen, und dich in jene selige Gegenden zu begleiten, wo dein Geist der stolzen Ruhe, und des süssen Friedens geniesset, der die Belohnung der Tugend ausmacht. Du hast in unsern Tagen die verbannete Gerechtigkeit, die Gottesfurcht und Erkenntlichkeit, wieder hervorgebracht. Du hast in unserer rauhen Zeit, jenes güldene Weltalter wiederum aufleben lassen. Ehe deine Tugend dich bis zum Sitze der Sterne erhoben, hat dich selbige erst noch hienieden mit einem glücklichen, angenehmen und langen Alter gekrönet.

Aber, ach! leider! das, was beständig dauren sollte, ist niemalen lang genug. Ich empfinde kein Vergnügen mehr, diejenige Güter, so du mir gegeben, zu geniessen, weil ich in die traurige Nothwendigkeit versetzet worden, dieselbe ohne dich zu gebrauchen. O! werthester Schatten! wenn werde ich mich zu dir nahen können! Köstliche Asche! wenn du noch einiger Empfindlichkeit fähig bist, so wirst du sonder Zweifel das Vergnügen gewahr werden, dich mit der Asche des Alcines vereinigt zu sehen.

hen. Ja! meine Asche soll sich auch einmal mit der eurigen vereinigen. Unterdessen soll dieses mein einziger Trost seyn, diesen köstlichen Rest von demjenigen, was mir in der Welt am liebsten gewesen, getreulich zu bewahren. Ach! **Aristonous**! Ach! mein **Aristonous**! Du sollst beständig in dem innersten meines Herzens leben! Dein Angedenken, soll mir immer unvergeßlich bleiben! Ehe will ich mich lieber selbst vergessen, als diesen so liebenswürdigen Wohlthäter, mir aus dem Gedächtnisse bringen lassen; diesen Freund, der mich so sehr geliebet, der mir die Tugend eingepflanzet, und sie selbst in Ausübung gebracht, dem ich alles zu verdanken habe!

Nach diesen, mit vielen tiefen Seufzern unterbrochenen Worten, setzte **Sophronimes** die in der Todtenurne aufbewahrte Asche seines verblichenen Wohlthäters, in die Gruft des **Alcines**, weil er dafür hielte, daß zwey vertraute Freunde, die in dem Leben so genau miteinander vereiniget waren, auch im Tode nicht von einander getrennet bleiben müßten.

Das
Pulver
und die
Bombe.
Ein Gedicht.

Erzähl, o Muse, mir, was für ein Mensch es war,
Der unsrer Lebenszeit, den Tod durch Kunst gebahr,
Und, der den Sterblichen gelehrt, sich zu verbrennen.
Der, Schwefel listig mit Salpeter, schmelzen können.
Der Eigennutz, der nur, begierge Menschen rührt,
Hat die Altäre schon, der Unschuld längst entführt.
Schon vielmal, rächete Gott, alle Schmach der Erden,
Er rächte sich an ihr, und ließ die Kriege werden.

Der Schwefel aber, den man aus den Klüften nahm,
War für der Menschen Heil; eh dieses Mittel kam,
So wußte schon der Mensch, die Kunst sich zu bezwingen,
Und sich in seiner Wut, gleich selber umzubringen.
Die Hölle jauchzte hier. Des alten Fährmanns Fleiß,
Erblickt an seinem Bord, die Seelen haufenweis;
Alecto war allein, nicht froh bey deren Leide,
Ihr Unglück machte ihr, nur unvollkommne Freude.
Sie glaubt, es sey das Weh, der Menschen zwar nicht klein,
Doch müßte selbiges, in Zukunft grösser seyn.
Die dumme Langsamkeit, kann leicht die Wut betrügen,
Sprach sie, und länger kann, mich solche nicht vergnügen,
Vollendet unser Werk; mit neuen Uebeln tobt,
Damit die Hölle uns, verdient aufs neue lobt.
Der so ohnmächtge Feind, von allem was nur lebet,
Der Pluto, sieht wie sich durch mich, sein Reich erhebet,

Die Zwietracht hätt' umsonst, die Herzen angefüllt.
Es hätte selbst ihr Hauch, die eitle Wut gestillt;
Allein ich wafnete, des Menschen Mut mit Eisen,
Und sucht ihm Bogen, Pfeil, in Bildern vorzuweisen.
Doch dieser kalte Kram, wird mir fast zum Verdruß,
Lehrt nur die Sterbliche, die Kunst von Brand und Schuß,
Diß sagte sie, und fleugt, mit innerlichen Wüten,
Von finstern Ufern fort, des schrecklichen Cocyten;
Sie geht zu Rath, wie sie den Mordwunsch recht erfüllt.
Die Nacht, hat ihren Flug, mit einem Flohr umhüllt.
An Orten *) wo das Land, die stolze Donau netzet,
Trieb da ein Sterblicher, wie Hecuba **) geschätzet,

Apol-

*) Teutschland.

**) Ehe Hecuba den Paris gebahr, glaubte sie im Traume, daß sie eine Fackel gebähren würde, die Troya in Brand stecken solle.

Apollens ***) Kunst, die Kunst, die sonst
den Menschen nützt?
Beglückt! hätt' er nur stets, die Absicht unterstützt
Von Sterblichen geehrt, und werth an ihn
zu denken
Würd itzt sein Name nicht, die Weltgeschichte
kränken.
Sein neu Geheimniß, macht ihn stolz, und
aufgebläht,
Alecto rief: Das ist ein Mann, der viel versteht.
Sie lief zu ihm, und konnt ihm kaum die
Wut entdecken;
Beym schlafenden Galen, mehr Achtung zu
erwecken,
Nahm sie der Pallas Züg, und ihre Sprach
an sich,
Ihr Glanz war groß, und selbst dem Schläfer
fürchterlich.
Beglückter Sterbliche, läßt sich die Furie
hören,
Weih deinen finstern Fleiß, der Pallas weisen
Lehren.
Denn, was für Ehre, bringt, dir so viel Arbeit
wohl,
Da eine einzige, die Welt erstaunen soll?

***) Der Gott der Arzeneykunst.

Lehr künftig unter mir, der Richterin in Kriegen,
Der Erden Helden stets, die Kunst geschwind zu siegen,
Den Donner in der Hand, folg Cäsars Schritt und Bahn,
Greif selbst den tapfern Mars, in den Gefechten an,
Merk drauf, und horch! Hier wies, die wilde Eumenide,
Der Bomben Muster vor, sie rief: Es sey kein Friede!
Sie lehrt ihn weiter noch, was dazu nöthig sey,
Und bracht ihm, alle Kunst der Menschenmetzlung, bey.
Sie stellt in Bildern vor, was für ein schröcklich Krachen,
Das künstliche Gemisch, des Metals würde machen,
Und zur Versicherung, von seinem künftgen Glück,
Zeigt sie ihm sichtbarlich, das neue Meisterstück,
Sie zündet solches an, im Augenblick entflammet
Sich die Materie, draus Feur, Schall, und Rauch entstammet.
So sieht man, wie der Berg, des Aetna manche Zeit,
Aus seiner Höhl und Kluft, ein hohes Feuer speyt,

Und Titan selbst kann nicht, durch Rauch und Flammen dringen,
Den stets die Dunkelheit, und Finsterniß umringen.
Der Schlaf nahm bey dem Lärm, den Abschied ganz erschreckt,
O Tochter Jupiters! sprach der, so aufgeweckt,
Du willst, so will ich auch aufs beste mich bestreben,
Dem Kampf ein neu Gewicht, durch Kunst und Fleis zu geben,
Die falsche Hofnung, wieß ihn zur Unsterblichkeit.
So kam er im Gemisch, von den Metallen weit,
O möchte der Perill, das Muster von Barbaren,
Das Weh, das er uns droht, doch an sich selbst erfahren!
Die Flüsse liefern Erzt, das seiner Absicht nützt,
Und mit Salpeter sie, und Schwefel unterstützt.
Der Grausame hat oft, der Bomben Macht erhoben,
Mit Wüten donnern sie, bis an des Himmels Globen,
Im Kampf hilft wider sie, nicht die Geschicklichkeit.
Mit ihnen bringt Thersit, es wie Achill so weit.

Sie lassen überall, geschwinder als die Blicke,
Ein Heer Verstümmelter, Gepeinigter zurücke,
Von Todt= und Sterbenden; es zeiget ihre Wut,
Wo sie geraset, nichts, als Körper voller Blut,
Die neuen Iliums, sind auch nicht frey vor ihnen,
Ob ihnen Hectors schon, zu der Vertheidigung dienen.
Die Thürme stürzen ein, als herrscht da überall,
Das Schrecken und der Tod, bey ganzer Städte Fall.
Die, Alter und Geschlecht, vom heissen Kampf entfernet,
Die haben auch den Tod, durch sie schon oft gelernet,
Sie speyn Verderbungsglut, und geht ihr Feuer los,
Eröfnet selbst die Erd, den ungetreuen Schoos.
Du siehest Jupiter, wie Salmoneus *) strebet,
Daß sich bey dem Geräusch, die Wirkung auch erhebet,
Siehst

*) Salmoneus ward vom Donner erschlagen, blos weil er dem Donner nachzuahmen gesucht.

Siehst du es ohne Neid, daß sich der Mensch vergißt,
Und daß er fast so stark, wie du im Donnern bist?
Komm Göttin *) von dem Wald, der Höllen ohngeacht,
Sey diese Schreckenskunst, der Welt zu Nutz gemacht,
Daß doch der Sterbliche, all' seiner Wut entsagte,
Unschuldig es gebrauch, und dir zu folgen wagte!

*) Diana, die Göttin der Wälder und der Jagd.

Der Calife und Zoroine.

Eine orientalische Geschichte.

In Orient war ein kluges, und zwar so ein kluges Mädchen, daß es den Begierden eines reichen und mächtigen Califen widerstund, und der Calife war so gütig, daß er geduldig litt, daß ein Mädchen ihm Widerstand that. Dieses Frauenzimmer hieß Zoroine, und weil sie bey der Gemahlin des Califen in Diensten stunde, sahe er sie sehr oft. Ihre Gespräche waren mit Regeln in Arabischen Versen vermischt; denn das ist das vortreflichste in den orientalischen Gesellschaften.

Eines Tages entstund unter ihnen ein Liebesstreit. Der Calife behauptete Zoroinen, daß sie seine Liebe erwiedern müsse, und er that schon gar zu viel, sie zu seinem Willen zu lenken;

ken; man höre aber, wie schön dieses tugendhafte Mädchen, die Brunst des Califen in dem Streit unterdrückte.

Es ist zu wissen, daß der Calife für die Sonne, eine abergläubische Verehrung hatte, so, daß man ihm dieses Gestirne nur nennen durfte, um ihm die tiefste Achtung einzuflössen. Zoroine nahm ihn bey seiner Schwäche, und rief aus:

Bey dieser Sonne will ich schwören,
Daß meine Tugend allzeit rein,
Und nie verdunkelt werde seyn,
So lang wir diß Gestirn verehren.

Der Calife glaubte in diesen Gedanken wahrzunehmen, daß Zoroine nicht so tugendhaft in der Nacht seyn wolle, als an dem Tage; er sagte daher:

Das ist ein Weiberschwur, er steht dir herrlich an,
Und du willst mir die Treu bewahren,
So lang die Sonne scheint, jedoch des Abends kann
Ich, wenn die Sonne schläft, viel widriges erfahren.

Dieses kann wohl geschehen, antwortete Zoroine, indem sie den Califen eiligst verließ,

der

der sie neben sich auf einen Sopha setzen lassen; du siehest, daß ich aufzustehen weiß, ehe die Sonne zu Bette gehet.

Der **Calife** schmeichelte sich noch immer, daß **Zoroine** ihn aus keiner andern **Ursache** verlassen, als weil sie von weiten ihre Gebieterin kommen gesehen. Er suchte Gelegenheit, sie nochmals anzutreffen, und er überraschte sie gegen Abend in einem Garten, in dem die seltenste Pflanzen stunden. Er gieng auf sie los, und im Nachdenken, wie sie sich aus diesem Handel ziehen wolle, sagte der **Calife** zu ihr:

Die Sonne leuchtet nicht mehr, schöne **Zoroine**, und unsere arabische Dichter, vergleichen die Weiber mit gewissen Pflanzen, deren Kraft nur bey der Hitze der Sonnen stark ist; da also die Weiber in der Nacht nicht so stark sind, als am Tage, so ist es ihnen erlaubt, weniger tugendhaft zu seyn.

Die Stärk, erhält der Klugheit Triebe,
Ein solch Empfinden in der Liebe,
Wird an dem Tag, ein groß Verbrechen seyn,
Die Nacht, hüllt es in ihrem Schleyer ein.

Es würde eine Schande für dich seyn, erwiederte **Zoroine**, wenn du meine Liebe der Macht, und meiner Schwachheit schuldig wärest. Glaube,

be, ich würde mir eine Ehre daraus machen, dich zu lieben, wenn ich nicht das Gegentheil bey der Sonnen geschworen hätte. Weil du sie fürchtest erwiederte der **Calife:**

So nütze ihr Entfernen dann.
Sie kann nicht deine Liebe sehen,
Die Nacht enthebet dich, es wird gewiß geschehen,
Des Schwurs, den du am Tag gethan.

Wenn ich dich endlich lieben muß, versetzte **Zoroine** fliehend, so will ich dich doch nicht anders, als am hellen Tage lieben. Bleib doch, rief ihr der **Calife** zu; mußt du mich also von der Nacht zum Tage, und vom Tage zur Nacht verweisen? **Zoroine** flohe beständig, und der **Calife** konnte sie nicht eher, als den andern Tag antreffen. Er sezte so stark in sie, daß sie, um nur von ihm loszukommen, ihm versprach, ihn in seinem Schlafzimmer zu besuchen, und, ihn beständig bey seinem Aberglauben zunehmen, sagte sie zu ihm: **Ja, ich schwöre dirs bey der Sonnen, die ein Zeuge der Vollziehung meines Versprechens seyn wird.**

Der **Calife** sahe den wahren Sinn dieser Worte nicht recht ein, so sehr war er von Freude hingerissen, und so hatte sie sich wiederum von ihm befreyet; doch Abends fürchtete er,

daß

daß sie ihm nicht Wort halten dürfte. Er gieng also heimlich in ihr Schlafzimmer, und wartete da auf sie. Als sie um Mitternacht in dieses Zimmer kam, erstaunete sie nicht weniger, denjenigen darinnen zu finden, den sie flohe. Sie blieb ganz unbeweglich stehen. **Erinnerst du dich deiner letzten Worte?** sagte der Calife zu ihr; **Ich erinnere mich der deinigen,** antwortete sie mit Zittern;

Die Nacht enthebet mich, es wird gewiß geschehen.
Des Schwurs, den ich am Tag gethan.

Ich habe geschworen, daß die Sonne ein Zeuge der Erfüllung meines Verbrechens seyn solle. Hierauf eröfnete sie das Fenster, sahe den dunkeln Himmel an, und rief: **Erscheine, o Sonne, erscheine! leuchte einem Verbrechen, das der so tugendhafte, und so gütige Calife begehen will. Wenn du sein Laster billigest, so komm, und sey desselben Zeuge.**

Diese Worte, die sie in dem Schrecken der Nacht ausrief, machten einen Eindruck auf den Califen. Er stand wie ein Stummer, und Zoroine fuhr immer fort, die Sonne zu rufen. **Komme doch,** rief sie aus, **komme doch!** Allein, fuhr sie fort, indem sie den Califen furchtsam anblickte, **die Sonne erscheinet**

scheinet nicht, der Himmel wird vielmehr immer schwärzer.

Die Sonne kömmt noch nicht, und läßt sie sich gleich sehen,
So hör ich deine Liebe an.
Die Nacht enthebet mich, es wird gewiß geschehen,
Des Schwurs, den ich am Tag gethan.

Das Kind, die Mutter und die Katzen.

Eine Fabel.

Frau Araminte hatte stets vier Katzen,
Und auch vielleicht doch noch viel mehre Katzen.
Dis Vieh beraubte ihren Tisch,
Und sie konnt es geschehen lassen.
Das machte dann die Katzen frisch,
Und sie zerbrachen Töpf, und Schüsseln nebst den Tassen.
Sie wurden nicht bestraft, von ihrer Frauen Huld,
Jedoch, Gesind und Kinder hatten,
Hierbey beständig alle Schuld.
Auf jene regnete der Zorn, den Katzen kam die Gunst zu statten.

An einem Tag, weint von den Kindern eins.
Es sah so schön, als wie der Gott der Liebe.
Die Mutter, halb berauscht, von Dünstungen des Weins,
Bewies allhier die mütterlichen Triebe.
Sie nahm den Knaben auf den Schoos,
Und nannt ihn bey den schönsten Namen.
Doch, als aus ihm, noch neue Thränen kamen,
Sprach sie, mein Sohn, was fällt dir mit dem Weinen ein?
Ach, rief das Kind, Mama! ich möcht ein Kätzgen seyn.

Abbildung

des

Agrippa.

Agrippa hat ein solches äusserliches Ansehen, daß es das Vertrauen schüchtern macht; sobald man aber seine Redlichkeit, und sein sanftmüthiges Wesen eingesehen, so wird man mit seinen Redensarten, und Manieren gleichsam gesellschaftlich. Der erste Augenblick, redet gegen ihn, der Umgang rechtfertiget ihn aber.

Ein wahrer Witz, eine gewisse Einsicht, eine natürliche Vernunftlehre, verbergen bey ihm den Mangel eines ernsthaften und angehaltenen Studierens; sobald er das Wahre begriffen, so verfähret er mit so viel Richtigkeit, daß er von dem geometrischen Kompas geführet zu seyn scheinet. Eine Unmäßigkeit im Lesen, hat ihn in Stand gesetzt, von allem zu reden, ohne wirklich von etwas erleuchtet zu seyn. Sein Umgang ist mehr lehrreich, als angenehm. Alles was zu der Herrschaft der

Ein-

Einbildungskraft gehöret, entwischet ihm. Er redet blos, um sich hören zu lassen, und er weiß nicht die Wahrheit zu schminken, um sie zu verschönern, nicht, als ob sie keine Anmuth hätte, sondern weil dieselbe sehr finster ist. Er ist ein Liebhaber der Music. Die Reizungen der Dichtkunst, rühren ihn aber nicht sonderlich. Seine Scharfsinnigkeit in den Geschäften, ist lebhaft und durchdringend. In den Sachen des guten Geschmacks, sind seine Aussprüche nicht so gar sicher. Er klebt an den ersten Eindrücken. Was er in seiner Jugend gethan, was er in derselben gesehen, ist seinem Herzen beständig angenehm. Er würde erröthen, wenn er Vorurtheile hätte, und er ist ein Spiel seiner vorgefaßten Meinungen. Als ein Feind der Schmeicheley, fällt er gar leicht in die Schlinge der Einfältigen und Thoren; witzige Personen, werden ihn schwerlich hintergehen können. Von den Regungen seines Herzens verführet, ist er bisweilen blind in seiner Achtung, und ungerecht in seinen Vergehungen. Wider die Gelehrten eingenommen, ziehet er ihren Umgang, der ihn vergnügen könnte, der Gesellschaft der Unwissenden vor, die ihm lange Weile machen. So sind die Eigenschaften seines Geistes beschaffen. Lasset uns nun auch den Zustand seines Herzens untersuchen.

Da er vom Aberglauben, und Unglauben ganz entfernet ist, so thut er Gutes, und übet keine Busse. Er gehet in die Kirche an den gewöhnlichen Tagen, und in die Comödie, wenn ihn die Lust dahin ziehet. Als ein Feind der Gewissensfragen, entschuldiget er die Vorurtheile der Schwachen, ohne die sophistische Lehrsätze der Ungläubigen anzunehmen. Niemals giebt er demjenigen einen lauten Beyfall, was er ganz still murret. Sein Beyspiel verbannet das cinische Gesinge, die heimliche Satyre und die Spöttereyen der Bosheit aus seinem Hause. Bey ihm haben die Abwesende niemals unrecht. Er hütet sich für dem Spotten, vielleicht fürchtet er, daß ihn der Spott selbst treffen möchte, vielleicht aber hat er auch nicht diese gefährliche Gabe. Da er ein guter Anverwandter ist, so ist seiner Familie sein Reichthum eine offene Quelle. Er macht leicht einen Aufwand, besonders für Sachen, die mit seiner sonderbaren Denkungsart einstimmig sind. Als ein strenger Herr, gebietet er vielen Sclaven mit einem Augenwinke, die genug zu essen kriegen, jedoch ohne Belohnung schmachten. Eine beständige Fortdauer des Glücks, hat die Empfindlichkeit seines Herzens gleichsam verhärtet. Die Undankbaren, welche er gemacht, haben die Härte in ihm erreget, aus Furcht, daß man ihn hintergehen möge. Der Unglückselige, welcher

sein Mitleiden erregen wollte, könnte vielleicht seine Verachtung finden. Der Anblick von dem Elend eines andern, beleidiget seine Augen; er kehret sie abwärts, vielleicht weil er seinem guten Herzen nicht trauet. Einige Personen können sich seiner Grosmuth rühmen, und keiner kann sich über seine Ungerechtigkeiten beklagen. Da er sich ohne Geiz eingerichtet, und ohne Verschwendung wohl lebet, so ist er auserlesen in seinem Hausgeräthe, bescheiden in seiner Kleidung, und kostbar an seiner Tafel; an solcher werden die gleichgültigste Personen seine Freunde; da ist es, wo der Ueberfluß herrschet, der eher Verdruß erreget, als Freundschaft stiftet. Die Strenge seiner Sitten, theilet sich allen mit, die um ihm sind. Man lacht nicht wohl bey ihm, weil nur dabey gejähnet wird. Er ist nicht so geschickt, Freude einzuflössen, als sich Achtung zuzuziehen. Er läßt der Vernunft befehlen, wo doch die Empfindung herrschen sollte. Alle seine Lüste sind nach dem Kompas und Richtscheid abgemessen; da ist niemals eine Ergiessung des Herzen, niemals die reizende Freude, welche macht, daß man die Städte verläßt, um auf dem Lande vergnügter zu leben.

Kurz: Agrippa ist ein Mensch, nemlich ein Gemisch von Tugenden und Unvollkommenheiten. Wenn andre Menschen ihm gleich wären, würde die Gesellschaft viel sicherer, aber nicht so angenehm, die Sitten hingegen mehr geläutert seyn. Es ist dieses ein wohlgezeichnetes Gemählde, nur die Farben sind nicht schön.

Der
Hahn
und die
Schnecke.

Eine Fabel.

Einst war ein junger stolzer Hahn,
Dem die Natur den Kopf, mit einem Busch geschmücket.
Von seiner Schönheit ganz entzücket,
Flog er die höchste Buche an.
Er rief, damit mich jedermann erblicket,
So flieg ich da hinauf! Er setzte an, und flog.
Jedoch er sah, daß er sich sehr betrog.
Die Hähne lachten sein; wie gieng die Schand ihm nahe,
Als auf dem hohen Baum, er eine Schnecke sahe?
Hier ärgerte, der stolze Vogel sich,
„ Was! rief er aus, gilt denn der Wurm noch mehr als ich?

„ Sag, niedriges Insect, wer half dir auf die Buchen,
„ Fliegst du auch in die Luft? = „ Nein, doch ich weiß zu kriechen,
„ Versetzt die Schnecke ihm, bey diesem Fleiß und Müh,
„ Ist keine Spitz zu hoch, glaub, ich erreiche sie.

Die Zurückkunft der Thorheit.

Eine historische Erzählung.

In dem Alter, da ein Frauenzimmer keine andere Empfindungen hat, als die Reue über ihre vergangene Reizungen, und den Verdruß, solche auf dem Gesicht ihrer Tochter zu sehen, herrschte **Cephise** noch über eine kleine Gesellschaft. Das stumme Spiel der Provinzial-Liebäugeleyen, machte sie fast liebenswürdig, mitten in dem Kreise erbitterter Nebenbuhlerinnen. Die Vergleichung mehr, als das Verdienst, versicherte den Sieg ihrer Ansprüche. **Cephise** empfand allen Vortheil ihres Zustandes. Einige neue angekommene junge Herren, gaben sich die Mühe, aus

Man-

Mangel, und aus langer Weile, sie darinnen zu bestärken, sie wollte ihnen hingegen den Beystand der Aufführung und der Anlockung geben. Ein alter Liebhaber, der durch seinen Liebeseifer weit nützlicher war, als durch das Wesentliche des Vergnügens, diente Cephisen, die Bemühungen ihrer verächtlichen Sectiren zu beleben. Einige angenommene Vorzüge, schienen die Lobeserhebung ihres Beistandes zu erbetteln, und die Gefälligkeit, sie zu bestreiten. Cephise klopfte, so zu sagen, bey allen Herzen an, und sie fand nichts als Kaltsinnigkeit. Endlich entschloß sich Lisis, von dieser schmerzhaften Unbeweglichkeit einer Seele, die beständig Lüste genossen, die alles mögliche besitzet, ein Licht hierinnen zu geben? Die halbe Kosten schienen ihm zulänglich zu seyn, sich Cephisen zu unterwerfen. Er betrog sich nicht. An einem von den Tagen, wo die Natur durch den lebhaften, und angenehmen Glanz ihres Putzes, den jungen Herzen, Lehren der Empfindung giebt, und die Alten durch Erinnerungen quälet, wollte Cephise, über ihre Eroberung berauschet, ihre Erkenntlichkeit beweisen. Lächerliche Unbesonnenheiten, Gelächter, die dem Munde schädlich waren, setzte den Lisis in Nachdenkungen, welche Cephisen beunruhigten. Lisis, sagte sie, mit einer bebenden Unruhe, soll die Freude nicht theilen, die er mir eingeflösset, es wä-

re

re fast, als hätte sie sich dem Grund derselben entrissen. Glückselig, durch das Geständniß eurer Gesinnungen, empfinde ich, daß die Rückkehr das Glück, auch die Rückkehr die Thorheit zeugen kann. Ha! Madame, antwortete Lisis ernsthaft, ich empfinde, daß das Ende der meinigen da ist, und ich empfehle mich.

Die

Vortheile der Widerwärtigkeit.

Eine Fabel.

Ein Bauersmann, besäete sein Land,
Das er in Erbschaft angenommen.
Vom stolzen Eigennutz entbrannt,
Rief er: Ach, daß doch gute Zeiten kommen.
Eis, Schnee und Frost, bezog die Gipfel grosser Wälder,
Und diß betraf auch seine Felder.
Hier weinte nun der arme Mann.
Er sah die Saaten an, als ganz verlohrne Sachen.
Ein guter Freund, traf ohngefehr ihn an,
Und sprach zu ihm: Mein Freund! lern beßre Schlüsse machen!
Der Winter, kriegt mit deinen Feinden blos,
Und er macht dich von ihnen los.

Er

Er sucht das nagende Gewürme wegzubrin-
gen,
Glaub nur, dir wird die Erndte wohl ge-
lingen.

* * *

Ein Unglücksfall, deß man sich nie er-
wehrt,
Erschreckt nicht ehr, als bis man ihn er-
fährt.
Ein Fall des Glücks, entfernet unsre
Feinde,
Und läßt uns die geprüften Freunde.

Betrach-

Betrachtungen,

über den schlechten Eindruck, den des andern Zufälle in uns machen.

Es kostet einen vernünftigen Menschen wenig, das Wahre zu erkennen, und sein Herz darnach einzurichten. Er findet darinnen kein Glück, als in so weit er es mit seines Gleichen theilen kann. Seine Glückseligkeit bestehet in der gesellschaftlichen Liebe. Hier suchet man sie in den Lüsten der Sinnen, dort in dem Reichthum; anderwärts glaubet man sie durch grosse Gaben, oder durch die Geburt zu erlangen. Eine tägliche Erfahrung entscheidet dieses. Man hat schon gesagt, daß man sie in der Tugend allein suchen muß. Alle können sie erlangen; ihre Regeln sind einfältig und leicht, ihr Grund liebenswürdig und unserm Wesen, der Liebe Gottes, der Gerechtigkeit und dem Nächsten gemäß. Meine Gesinnungen sind, ihnen zu folgen, und alles zu fliehen, was sich davon entfernet. So also gestellt, kann ein Zufall meine Regungen erwecken. Die Umstände erregen sie; meine kleine Reise giebt mir Gele-

genheit

genheit dazu, die ich letzt gethan habe. Kaum war ich wieder in meinem Zimmer angekommen, so empfand ich eine ziemlich heftige Erderschütterung. Ich befürchtete noch andere; jedoch die einzige hatte mich schon genug erschreckt. Ich stellte meinen Augen, die schröcklichen Fälle der verwichenen Jahre vor. Meine Seele, die vom Schmerz umgeben war, bildete sich alles Unglück ab. Das Schicksal so vieler Unglückseligen rühretete mich; ich weihete ihnen Thränen. Diese betrübte Opfer waren mir sehr kostbar. Ich überdachte hierauf in meinem Geiste alle Uebel unsres Europa, des blutigen Schauplatzes grausamer Kriege. Ich sahe die Elemente und die Ehrsucht, sich zum Verderben des menschlichen Geschlechts verbinden. O Jahrhundert! von lauter Elend, sagte ich, muß ich dann ein Zeuge deines Unglücks seyn? Die Schweiz ist fast allein in Ruhe, ihr Volk ist geschonet, was für ein Grund der Erkenntlichkeit! die Vorsicht bewachet sie, sie ist ihr Schutz. Die Uebel umringen sie; allein sie greifen sie nicht an. Hier herrschet die Ruhe und Freiheit, die Handlung blühet, die Gesetze werden befolget, der Gottesdienst verbindet die Einwohner, ihren Schöpfer zu ehren, und die Gewissen sind sich selbst überlassen. Ich schätze alle meine Mitbürger; die Christenliebe schliesset keine aus. Ich bete für mein ganzes Land, die Neigung nöthiget mich dazu; ich bedachte solches, als ein Hause Personen von verschiedenen Ständen, am

Abend des Erdbebens, in die Comödie liefen, die mich von diesen Gedanken zogen. Was für eine Raserey ist nicht dieses, rief ich aus; wie kann man den so gütigen Gott bey seinen Gnaden-Bezeugungen also beschimpfen? Er schüttet mit vollen Händen seine Gaben aus, und man gebrauchet sich solcher auf eine so seltsame Weise. Die Luft erschallet von kläglichen Thönen; Elend und Tod belagern uns von allen Seiten. Ihre Züchtigungen verbreiten den Schrecken und die Verwüstungen, und es scheinet, als ob man nur darauf sinne, darüber zu spassen. Dergleichen Christen müssen wenige Ueberzeugung von ihrem Glauben haben, sie müssen die natürliche und geoffenbarte Religion, als eitle Grillen, als eine lächerliche Scheuche ansehen, weil solche so wenig Einfluß auf ihre Sitten hat; oder sie sind auch den Verzweifelnden gleich, deren Furcht über ihre Kräfte gehet. Suchen sie vielleicht in der Trunkenheit der eiteln Lüste, die Vergessenheit, der wirklichen Gefahren, die ihnen drohen? Es beleidiget die Frömmigkeit, auf solche Art dem Allmächtigen trotzen zu sehen. Wollte doch der Meister der Zufälle, mit der kluchzenden Stimme der Sängerinnen dieses nicht mit den Auszierungen rührender Scenen vermischen, um das Irdische und die Irdischen in ein Schweißtuch zu wickeln.

Damon,

oder

der thörichte Weise.

Damon, faßt eines Tags, den unbedachten Schluß,
Ein weiser Mann zu seyn, als Philosoph zu leben,
(Es hat auf dieser Welt, nur wenige gegeben,
Die man in diesem Fall, als Thoren schätzen muß)
Diß giebt mir, sprach er froh, ein ungetheiltes Glücke.
Des Weisen Herz, muß frey, von Leidenschaften seyn,
Zum mindsten dringen sie, niemals in solches ein.
Beglückt! ich werde bald, die höchste Weisheit fassen.
Vom Frauenzimmer, will ich mich nie teuschen lassen.
Zeigt eine Schönheit sich, in der Vollkommheit,
So sag ich, dieser Reiz, vergehet mit der Zeit,

Und so wird meine Seel, die stärkste Freu-
de rühren.
Umsonst wirds seyn, durch Wein, und Spiel
mich zu verführen.
Ich flieh die Ausschweifung, die Mäßgung
ist mein Grund,
Und also bin ich stets, gleich glücklich, gleich
gesund.

Hierbey muß ich nun wohl, auch an mein
Glück gedenken,
Das Herze zu erfreun, den Ehrgeiz nicht zu
kränken.
Doch mach ich mir nichts draus. Ich habe
Güter gnug,
Für mich und meinen Stand. Ich bin ge-
ehrt, und klug.
Ich habe Schulden stehn. Mein Wechsler
kann sie zahlen,
Und meines Pachters Schuld, besteht in vie-
len Zahlen.
Ich habe Freunde gnug, und ich kann ih-
nen traun.
Sie würden, könnten sie, mein höchstes Glü-
cke baun,
Ich werd in jedem Fall, stets klüglich mich
bescheiden,
Und niemals mürrisch seyn, und andere be-
neiden.
Besonders, bin ich nicht wohl für den Hof gesint,
Weil man Beschwerliche, da haufenweise findt.

Auf

Auf diesen Weisheitsplan, baut Damon sein Bestreben,
Er will den Weisen gleich, in stiller Ruhe leben.
Er gehet aus, da noch der heitre Morgen graut,
Da er in einer Gaß, zwey Frauenzimmer schaut,
Das eine eilte fort, und sah, wies viele giebet,
Die andre schien voll Schmerz, voll Kummer und betrübet.
Doch mit den Thränen, brach zugleich viel Anmuth vor,
Und ihre Jugend, hob noch ihren Werth empor.
Der Weise sah sie kaum, so war sein Herz beweget,
Und in demselbigen, die stärkste Glut erreget.
Es macht im Anfang ihn, solch eine Schwachheit roth.
Jedoch, es rührten ihn, der Schönen Gram und Noth.
Er gieng auf sie, und sprach: Kann ihnen was gebrechen?
Sie können sich von mir, des Weisen Trost versprechen.
Sie sahe, daß er Theil, an ihren Thränen nahm,
Und sagt: ein Onkel, ist der Grund von meinem Gram.

Der sucht, mich meines Guts, und Erbtheils zu berauben,
Soll ich nun ihrem Wort, und dem Versprechen glauben,
So kommen sie zu mir, und untersuchen sie,
Die Mittel, wodurch ich, mich der Gefahr entzieh.
Um, diese Schöne, sich vollkommen zu verbinden,
Ließ **Damon** diesesmal, sich gar nicht schläfrig finden.
Er gieng mit ihr, man führt ihn in ein Zimmer ein,
Nicht herrlich ausgepuzt, doch reinlich nach dem Schein.
Es rührt, wann eine Dam, von ihrem Unglück spricht.
Welch unempfindlich Herz, erweicht dabey sich nicht?
Zu dieser Dame Trost, um ihren Gram zu stillen,
Sprach, **Damon**, alles her, aus seiner Weisheit Füllen.
Sie weinte nun nicht mehr, und ihre Reizung machte,
Daß jedes Glied an ihr, für Freud, und Wonne lachte.
In diesem Zustand, fand der Weise sie sehr schön,
Und seine Seele, kann nicht länger widerstehn.

Er fällt auf seine Knie, von Wollust hingerissen,
Und schwört, sie nicht ums Gold, der ganzen Welt zu missen.

So glaubte **Damon** dann, er sey in größtem Glück.
Doch, dieß verändert sich, in einem Augenblick;
Vor Liebe raßt er fast. Er macht ein groß Getöse,
Und seine Schöne ward, bey seinem Thun nicht böse.
Doch trat der Onkel ein; o welche Wut und Schmach,
Uebt er am **Damon** aus, der auf den Knien lag?
„ Um meines Namens Schimpf, rief er, gleich zu ersetzen,
„ Vermähle dich mit ihr, nach unsern Landsgesetzen,
„ Wo nicht, so stirbest du, durch diesen meinen Stab.
Der Philosoph, der hier die besten Worte gab,
Sah bald ein, daß es nur, auf seinen Beutel gienge.
Er gab ihn hin, und man hielt diesen Lohn geringe
Der Weise eilte fort, und dankte dem Geschick.
Es war sein Leib noch ganz, zu seinem grösten Glück

In seinem Haus dacht er, an den erlitt-
nen Schaden.
Er ward durch einen Brief, zum Essen ein-
geladen,
„ Schließ ich mich, rief er aus, gleich als
ein Pilger ein,
„ Wird mein gequälter Geist, gleichwohl
nicht ruhig seyn.
„ Und essen mag ich nicht, es könnte schlecht
bekommen.
„ Wiewohl, ein Schmaus hat oft, den grö-
sten Gram benommen.
Er eilt der Tafel zu, sitzt still, hört niemand an,
Der Wein erfreut das Herz, und er zer-
streut den Wahn.
So dachte **Damon** nun, er trank, und
ward berauschet;
Das Essen wurde dann, mit einem Spiel
vertauschet,
Ein ordentliches Spiel, steht auch dem Klüg-
sten wohl.
Doch will ein Thor, daß es beständig dau-
ren soll.
Er spielt, und er verliert, beynah sein ganz
Vermögen.
Diß muste nun in ihm, Verdruß und Groll
erregen.
Ein starker Zank entstund, man schrie, man
raufte sich,
Und der erhitzte Freund, dem **Damon** nicht
entwich,

Schlug ihm ein Auge ein; Hier gieng er ohne Zeugen,
Von schlimmen Freunden fort; ein ängstlich Stilleschweigen,
Warf ihn auf einen Stuhl; betrunken, ohne Geld,
War es mit seiner Lust, und Weisheit schlecht bestellt.
Sein Pachter kam zu ihm, der fast vor Angst gestorben,
Indem sein grosses Feld, ein Wetter ganz verdorben.
Von seinem Wechsler kam, ein Heer von Gläubgern an.
Der Wechsler war banqrot, und sein Gut mit verthan,
So sahe **Damon** sich, durch seine Unglücksfälle,
Früh reich, und Abends arm; er rief: „Schon gut! ich stelle,
„Viel Hofnung auf den Freund, der gut am Hofe steht.
„Es ehrt ihn jedermann, ihn liebt die Majestät.
„Er kann mich auf einmal, in besten Umstand setzen.
Er eilete sodann, zu seinem Glückes Götzen,
Das Pflaster auf dem Aug, die Bittschrift in der Hand,
Doch, Ach! es schwindelten, sein Denken und Verstand,

Als ihm sein Gönner scharf, in das Gesichte
sahe,
Und sprach: „Dein Unfall, geht mir wahr-
lich gar nicht nahe,
„ Dem helf ich nie, der Gut und Geld
versäuft, verfrißt,
„ Und der, so Tag als Nacht, bey Buhle-
rinnen ist.
„ Entferne dich von mir, weil mich dein
Anblick schändet.
Er schmiß die Thüre zu, die Lehre war ge-
endet.

Damon schlich still davon. Die Da-
mes sahen ihn,
Drum suchte jegliche, den Weisen aufzu-
ziehn.
Ach! rief die eine aus, ich muß euch etwas
sagen,
Dem weisen Damon, ist ein Auge ausge-
schlagen,
Die andre sprach: ihn macht die Klugheit
lächerlich,
Sein Unglück ist zwar groß, hierdurch be-
kehr er sich.

Kaum schallte durch die Stadt, des Elen-
den Geschichte,
Bemächtigten sich gleich, die Diener der Ge-
richte,

Des wenigen, was man in seinem Hause
fand,
Und Damon ward sogleich, in Kerker ab-
gesandt.

Hier lag er nun in Angst, und nie ge-
fühlten Schmerzen,
Gestreckt auf hartes Stroh, den Tod schon
in dem Herzen.
Doch schlummerte er ein; ein schmeichelhaf-
ter Traum,
Gab seiner innern Angst, anitzt ein wenig
Raum.
Er sahe einen Geist, im Traum vor sich er-
scheinen,
Der Strahlen von sich warf, doch ohne Kopf
und Beinen.
Sechs Flügel streckten sich, fast bis ans
Himmels Kreis.
Wer bist du, Geist! rief hier Damon voll
Angst und Schweis,
Ich bin dein Genius, versetzte das Gefieder.
„ Ach! so gieb mir mein Aug, und meine
Klugheit wieder,
„ Mein Haus, und all mein Gut, das, ich
verwünschter Thor,
„ An einem einzgen Tag, mit dem Verstand
verlohr.
Darauf erzählt er ihm, das Elend seines Lebens,
Bey uns sucht, sprach der Geist, man eure
Noth vergebens,

Und

Und wie, rief **Damon** aus, fehlt es an Betteln dort?
Hier stehlen sie uns Geld, und jagen uns dann fort.
Giebt es dort keinen Freund, der euer Geld gewinnet,
Euch um die Augen bringt, und nur auf Unglück sinnet?
Sind keine Wechsler da, und findt sich kein Patron,
Der Weise von sich jagt, mit Schimpf und gar mit Drohn?
Nein, sprach der Luftgeist drauf, in unserm Reich regieret,
Die Gleichheit, die zum Glück, den Zepter rühmlich führet.
Den Menschen, der zum Heil, in unserm Schutze steht,
Bewahren wir, so weit die Hemisphäre geht.
Wir wissen seiner Wut, und Thorheit vorzukommen,
Wir hemmen selbige, wenn wir sie wahrgenommen.
Ach gnädger Geist, warum kamst du nicht vorge Nacht,
Rief **Damon** traurig aus, du hättst mich reich gemacht?
Ich war da, sprach der Geist, bey deinem armen Bruder.
Er ist ein Sclav, und zieht in der Türkey das Ruder.

Man

Man tödtet morgen ihn, ein Fall der sehr mich rührt,
Weil er des Bacha Kind, zu böser Lust verführt.

Doch gnädiger Herr Geist, rief **Damon** fast mit Wüten,
Was hilfst du, kannst du uns, fürm Unglück nicht behüten?
Fürcht in der Zukunft nichts, erwiderte der Geist,
Dein Unglück endigt sich, wie es mein Spiegel weißt.
Du bleibst zwar blind, jedoch, du wirst die Ruh geniessen,
Und es wird deine Zeit, mit Anmuth dir verfliessen.
Doch stelle nur bey dir, den Wahn und Dünkel ein,
Daß du vollkommen willst, beglückt und weise seyn.

Sal=

Salned, und Garaldi.

Eine neue orientalische Geschichte.

Ein junger Mensch von Basra, sahe eines Tages, eine wohlgebildete Dame in seinen Kaufladen treten, wo sie um einige Stoffe handelte. Die Stimme, und die Reden der Dame, gefielen dem Kaufmann, und er ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein, welches um so leichter war, als er selbst auch der Dame gefiel. Sie hob ihren Schleyer ein wenig auf, unter dem Vorwande, daß es sehr warm sey, doch wohl vielmehr, um ihre Schönheit zu zeigen, welche den Kaufmann gänzlich entflammete. Er erkundigte sich, ohne Unhöflichkeit, um den Zustand der Dame, da er dann vernahm, daß sie die Tochter eines Bürgers sey, der in mittelmässigen Glücksumständen lebte. Da nun sein Vermögen sehr

sehr ansehnlich war, so wagte er es, ihr seine Liebe zu erklären, die durch die Hofnung immer noch mehr anwuchs.

Er würde sich für den glückseligsten Menschen halten, sagte er zur Dame, wenn sie erlaubte, daß er ihren Vater um sein Jawort ansuchte, und er fiel ihr zu Fusse, ihre Einwilligung zu erhalten. Hier hob sie ihren Schleyer auf, und ließ ihm das schönste Gesicht von der Welt sehen, welches die Schamhaftigkeit, wegen der Reden und des Vorschlages des Kaufmanns, verschönert; es ist nicht billig, sagte sie, daß sie sich in dieser wichtigen Sache übereilen, und eine Person lieben wollen, die sie noch nicht recht kennen. Sehen Sie mich an! Mit was für einer Gehülfin wollen sie sich beladen, und wenn mein Anblick, ihnen nicht neue Rathschläge giebt, so muß ich ihnen bekennen, daß mir der Erfolg ihres Ansuchens so angelegen seyn wird, als ihnen. Der Kaufmann war für Freuden ausser sich, und bezeigte ihr die lebhafteste Ungedult, in seinem Vorhaben glücklich zu seyn. Unter diesen Gesinnungen giengen sie von einander, und der Kaufmann verlohr keine Zeit, diesen Handel zu schliessen, der in wenig Tagen vollzogen wurde. Der Vater der Salned (so hieß die Dame) war sehr erfreuet, seine Tochter so wohl anzubringen, und die Hochzeit geschahe, als alles dazu fertig war. Bey den

Zube-

Zubereitungen des Festes, that Salned einen leichten Fall. Die Freude wurde auf einen Augenblick unterbrochen. Die neue Eheleute blieben sodann allein, und legten sich nieder. Asem (welches der Name des Mannes war) betheuerte seiner Frauen von neuem, daß er sie ewig lieben wolle. Er konnte kaum das Glück begreifen, das er genoß, und er bat nichts von der Gnade des Himmels, als daß er es ihn lange Zeit, so rein und ruhig geniessen lassen möge. Salned beantwortete seine Freude mit den zärtlichsten Regungen. Sie sind es, sagte sie, die mich die Liebe kennen gelehrt. Bis auf den Augenblick, da ich sie gesehen, habe ich die Mannspersonen mit Verachtung angeblickt, und ich setzte mir vor, ihnen meine Freiheit niemals zu verkaufen. Sie haben mir ein neues Herz gegeben, und ich bin vergnügter, ihre Sclavin zu seyn, als wenn man mir das ganze Reich der Welt gäbe. Ihre Sprache stockte, als sie diese Worte aussprach. Sie empfand heftige Schmerzen. Asem rufte seine Bedienten, und da der Salned Schmerzen immer zunahmen, so gebahr sie ein Kind, dessen Ankunft ihr Fall befördert hatte. Asem war einige Zeit unbeweglich und stumm, von Erstaunen und Betrübniß. Salned fiel in Ohnmacht. Man brachte sie wieder zu sich selbst, und Asem fieng endlich an zu reden: Ha! Treulose, rief er aus, welch ein Schauspiel machst du mir? und was für Reden

liessest

liessest du mich nicht vor einem Augenblicke hören? Du bist der Regungen zu unwürdig, die du mir eingeflösset hast. Sie verwandeln sich in Haß und Verachtung, und mein einziges Glück soll seyn, dich nicht mehr zu sehen. **Salned** schwomm in Thränen. Kaum konnte sie die wenige Worte aussprechen, welche durch ihr Schluchzen wohl hundertmal unterbrochen wurden. Mein liebster Gemahl, wenn ich Ihnen anders diesen Namen noch geben darf, ihre Vorwürfe sind billig, aber ich habe sie nicht verdienet; ich bin also eine Mutter, und weiß nicht, wie ich es geworden; wenn ich Ihnen etwas unwahres vorsage, so hassen Sie mich Zeitlebens, rächen Sie sich an einer Unschuldigen, die ihnen strafbar vorkommen muß; ich werde vergnügt sterben, und mich weder über sie, noch über mich beklagen. Ungetreue, antwortete Asem, hoffe nicht, daß du mich durch einen Schein der falschen Unschuld hintergehen willst; es ist unmöglich, etwas zu finden, das dich rechtfertigen könnte. Ich sollte meinen Schimpf in deinem Blute abwaschen, ich will dich aber leben lassen. Vielleicht bestrafe ich dich dadurch mehr, als wenn ich meine Rache an dir ausübte. Ich verstosse dich hiermit, und trenne mich auf ewig von dir. Ach! Grausame! warum hast du mein Leben dergestalt vergiftet? = = O Himmel! thust du ein Wunder, um mich unglückselig zu machen?

Asem verstieß also die **Salned**. Er sendete sie ihrem Vater zurück. Dieser wollte sie nicht für seine Tochter erkennen. Er jagte sie als eine Schandbare fort, und verbot ihr, niemals wieder vor seine Augen zu kommen. **Salned** gieng hierauf sogleich aus der Stadt, und so weit, ohne zu wissen, wohin sie kam, oder was sie anfangen wollte. Von ihrem Unglück völlig eingenommen, hatte sie weder Vorsatz, noch Furcht; endlich hielt sie die Müdigkeit auf, und bey dem Anbruch der Nacht, muste sie sich ein Lager in dem Gebüsche suchen, wo sie ihren betrübten Zustand noch mehr beweinete. Einige Augenblicke darauf, hörte sie einige Schritte von sich, Seufzer und Klagen. Da sie nicht im Stande war, etwas zu befürchten, so hatte sie den Muth auf die Stimme loszugehen, die sie gehöret hatte. Sie fand endlich eine sterbende Frau, der das Blut an verschiedenen Orten hervorschoß. Sie näherte sich ihr, und fragte, durch welches Unglück, sie an diesen Ort, und in diesen Umstand gerathen = = = Ich sterbe, antwortete **Garaldi**, (so nennete sich die sterbende Dame) ich sterbe durch die Hand des einzigen Menschen, den ich einzig geliebet habe, uud den ich noch liebe. Die Grausamkeit, so er an mir ausgeübt, ist gerecht, ob ich gleich unschuldig bin. Diese Worte erregten von neuem allen Schmerz der **Salned**. Sie vergoß einen Strom von Zähren, da indessen **Garaldi** immer schwächer

wurde, und alle Kenntniß verlohr. Salned zerriß ihren Schleyer, um das Blut der unglücklichen Garaldi aufzuhalten, und als sie von allen Seiten herum sahe, ob keine Hülfe da sey, so erblickte sie nicht weit vom Platze einen kleinen Lichtschein. Sie schleppte, so gut sie konnte, die Unglückselige dahin, aus deren Reden sie schloß, daß sie ihr in allem gleich sey. Sie kamen endlich bey der Hütte eines Santons oder Eremiten an, welchen sie in einer so tiefen Betrachtung fanden, daß er kein Geräusch gehöret, und daß er sich nicht einmal umkehrete, als sie hinein kamen. Salned rufte ihn; er kam endlich zu sich selbst, und Salned bat ihn um Hülfe für die ohnmächtige Dame, die sie in ihren Armen hielt. Der Eremite machte sich diese Gelegenheit zu einem Liebeswerke, als eine Belohnung seines Gebetes. Er machte durch einige Essenzen, daß die Dame wieder zu sich selbst kam. Er durchsuchte ihre Wunden, die er nicht gefährlich fand, und er legte einen Wundbalsam darauf, den er selbst machte, und mit dem er den Gläubigen zu helfen pflegte. Er machte hierauf für die Damens ein Bette von Stroh und Binsen. Er brachte ihnen Datteln und andere Früchte, und entschuldigte sich mit seiner Armuth; und, sie in ihrer Freiheit zu lassen, begab er sich aus seiner Hütte, und sagte, er wäre nicht weit von ihnen, und wenn sie etwas brauchten, dürften sie ihn nur rufen.

Die Dames waren von der Menschenliebe und Achtung des Eremiten ungemein gerühret. Nach einer kleinen Mahlzeit ruheten sie ein wenig, und als der Eremite früh zurücke kam, fand er die Dame fast gänzlich geheilet. Er erkundigte sich sodann, um den Grund ihres Unglücks.

Salned erzählte ihm zuerst, ihre Begebenheit, worüber der Eremit sehr erstaunete, jedoch mit der Bescheidenheit, daß er keine Zweifel wegen Salneds Unschuld wahrnehmen ließ. : : : Meine Geschichte ist eben sonderbar, sagte hierauf Garaldi, und ich würde Unrecht haben, wenn ich nicht die Salned für unschuldig halten wollte, weil ich das Unglück gehabt, für eben so strafbar gehalten zu werden, ohne, daß ich mir etwas vorwerfen können. Der Mann, welcher mich gestern in diesem Gebüsche entleiben wollte, ist ein Herr aus der Stadt Basra, der mich vor zehen Jahren zu sich nahm. Ich hatte meine Eltern verlohren, die mich in grossem Elend hinterliessen. Ich war damals nur sechs Jahr alt, und niemand erbot sich, mir Beistand zu leisten. Carim, dieser Herr, von dem ich spreche, gieng an dem Orte vorbey, wo ich war. Mein Zustand machte ihn weichherzig. Er wurde von meiner zunehmenden Schönheit gerühret, und er konnte nicht leiden, daß man mich der ungewissen Christenliebe des Volks, und in der

Folge

Folge den Rathschlägen des Elends überließ. Er nahm mich mit zu sich, ließ mich wie seine Tochter erziehen, hatte eine besondere Sorgfalt für meine Zucht, und freute sich über den Nutzen, den ich daraus zog. Meine Schönheit, und mein Verstand, wurden täglich vollkommener. **Carim** bestrebte sich alle Tage mehr um mich, und meine Erkenntlichkeit wuchs mit seiner Liebe. Er nannte mich seine Tochter, ich hieß ihm meinen Vater; aber kaum war ich zehn Jahre alt, so nahm seine Zärtlichkeit eine andere Mine, und einen anderen Ton an. Er hieß mich stets, meine liebe **Garaldi**, und ohne daß er mirs sagte, nannte ich ihn, mein lieber **Carim**. Wir waren Liebhaber zusammen, ohne, daß wir darauf gedacht hatten. Seine Regungen wuchsen täglich, und er erklärte mir seinen Entschluß, mich zu heirathen, und ich schien mehr über das Vergnügen gerühret zu seyn, welches er mir machte, als wegen der Ehre, zu der er mich erheben wollte. Vor sechs Monaten verheiratheten wir uns. Wir waren entzückt, daß eines dem andern gehörete, zum Unglück aber gefiel ich auch einem jungen Herrn in der Nachbarschaft, welches ich dem **Carim** zu verstehen gab. Dieser junge Mensch, der **Zenodor** hieß, verzweifelte, mich zu seinen Regungen zu leiten. Er faßte also den Entschluß der List und Gewalt. Durch seine Geschenke gewann er einige meiner Bedienten, und in

einer Nacht, da er wuste, daß **Carim** nicht nach Hause kam, ließ er sich in mein Zimmer führen, sobald ich ihm eingeschlafen zu seyn schien, und da er sein Kleid ausgezogen, und seinen Dolch auf einen Stuhl am Bette gelegt, legte er sich nieder. Ich erwachte voller Schrecken, jemand neben mir zu haben. Er suchte mich durch die verliebtesten Reden zu bewegen Da er aber den Abscheu nicht vermindern konnte, den ich für seine Handlung hatte, so wollte er Gewalt brauchen. Ich ergriff seinen Dolch, den ich bey dem Lichte einer Lampe wahrnahm, und ich wollte ihn damit eben niederstossen, als sein Schreyen die Leute herbey zog, die er im Fall der Noth mit sich genommen. Man riß mir den Dolch aus den Händen, und der junge Mensch sagte da zu mir: „Sie sehen da, Madame, daß ich noch „der Meister ihrer Ehre und ihres Lebens bin; „jedoch ihr Muth und ihre Tugend haben mir „auf einmal andre Regungen beygebracht; „weit gefehlt, daß ich den gewaltsamen Vor„satz ausführen sollte, den meine Liebe mir ein„gab. Sehen Sie mich deswegen auf mei„nen Knien um Verzeihung bitten. Verges„sen Sie mein Verbrechen. Sehen Sie auf „nichts, als meine Reue, und versprechen Sie „mir zum Lohne meiner letzten Regungen, mei„ne Gewaltthätigkeit niemand zu entdecken.“ Ich schwur ihm bey dem Propheten, das Geheimniß bey mir zu behalten, und er schien so

voller Schmerzen zu seyn, daß ich [ihm] diese Achtung bewies. Als ich die folgende Nacht an der Seite des **Carim** schlief, und in meinem Traume der Begebenheit von voriger Nacht nachdachte, so empfand ich, ohne zu erwachen, die nemliche Regungen, die ich Tages vorher empfunden. Ich bewegte mich im Schlafe sehr, als wenn mir der junge Herr noch Gewalt angethan hätte. Ich griff nach dem Dolche meines Mannes, der auf dem nemlichen Platze lag, wohin **Zenodor** die vorige Nacht den seinigen gelegt, und ich wollte den **Carim** damit verwunden, aber zu seinem und meinem Glück, denn er lebte noch, erwachte er bey meinen Bewegungen, und er bemächtigte sich des Dolches. Ach, Unglückselige, sagte er zu mir, ist das der Lohn für alles, was ich für dich gethan habe? Meine Unschuld machte mein Laster. Ich lag vor Erstaunen ganz fühllos, und ich hatte blos die Kraft, ihm zu sagen, daß ich schlafe, und daß meine Handlung die Wirkung eines Traumes sey. Ha! Grausame, antwortete er mir, daß doch dieses nicht wahr ist, oder daß ichs doch wenigstens nicht glauben kann. Die Furcht, ihm nicht etwas aufzuheften, die Verwirrung, ihm die Begebenheit der vorigen Nacht nicht zu entdecken; alles dieses erlaubte mir nicht anders, als mit einer Unruhe zu reden, die seinen Argwohn mehr bestärken, als zerstreuen muste. **Carim** seiner Seits gab mir mit unterbrochenen Seuf-

zern, und Thränen tausenderley Verweise. Ich bat ihn wohl hundertmal, mir den Dolch in die Brust zu stossen, wenn er mir nicht glaubte, und endlich schien er doch einiges Vertrauen in mich zu setzen. Als er aber aufstund, wie er mir sagte, da er mich in diesem Walde verwundet, fand er einen Mannsgürtel, den Zenodor vergessen hatte, und der ihn nicht länger zweifeln ließ, daß ich ungetreu sey. Er beschloß demnach, sich zu rächen, und dieses zu bewerkstelligen, that er, als ob er mir glaube. Er nahm meine Liebkosungen an, und that sich Gewalt an, dieselben auf eine Art zu erwiedern, daß ich keinen Verdacht haben konnte. Gestern spatzierten wir in dieses Gebüsche, und als ich am wenigsten daran dachte, sahe ich ihn seinen Dolch ziehen, und den Gürtel, den er in dem Zimmer gefunden. Hier, Treulose, sagte er mir, siehe hier den Beweis deines Verbrechens, und empfange dessen Lohn. Er stieß mit bebender Hand auf mich, er entfernte sich, und ließ mich noch seine Seufzer hören.

Der Eremit war ganz erstaunet, über diese sonderbare Begebenheiten, und es rührte ihn das Schicksal der Damen. Er ermahnete sie, diese Probe mit Entsagung auszuhalten, und durch ihr Murren die Unfälle nicht zu verdienen, die sie nicht durch ihre Ausschweifungen verdienet haben. Beruhigen sie sich, sagte er, die

die Vorsicht wird ihre Rechtfertigung an Tag bringen. Sie wird es gewiß thun, wenn sie sich derselben durch ihre Gedult würdig machen. Drey bis vier Tage darauf, da die Wunden der **Garaldi** geheilet waren, hielt der Eremite folgende Rede: „Meine schöne Damens, „ich habe Ihnen beygestanden, so lange Sie „meiner Hülfe nöthig hatten, und ich habe „niemals eine Gefahr ihrer Reizungen befürch„tet, so lange mich die Christenliebe genöthi„get, mich denselben blos zu stellen. Itzo „würde es eine Verwegenheit von mir seyn, „wenn ich sie noch länger sehen wollte. Ich „habe mich der Welt begeben, um die Versu„chungen zu vermeiden, und ohne Unruhe dem „Gebet obzuliegen. Sie sind mir die Hülfe „schuldig, die ich Ihnen verliehen, als Sie in „meine geliebte Einöde kamen. Hier empfan„gen Sie hundert Zechinen, die ich von der „Milde der Gläubigen erhalten. Ich weiß „keinen bessern Gebrauch davon zu machen, „als ihr Elend damit zu erleichtern. Gehen „Sie fort, erhalten Sie sorgfältigst die Tu„gend, die noch ihren Trost ausmacht, und „glauben Sie gewiß, daß ich Sie in meinem „Gebete niemals aus der Acht lassen werde.“ Die Dames konnten sich der Großmuth des Eremiten nicht erwehren, und sie giengen mit allen Zeugnissen einer wahren Erkenntlichkeit von ihm fort. Sie nahmen einen Weg, der sie immer weiter von Basra entfernete, und

 als

als sie unterweges sich besprachen, was sie nunmehro zu thun hätten, fiel der Salned ein, daß sie bey Ankunft in der ersten Stadt, Mannskleidungen kaufen, und die ihrige verkaufen wollten, da sie dann durch diese Verkleidung keine von den Begebenheiten mehr erfahren könnten, die ihnen ihre Jugend und Schönheit zuziehen möchte. **Garaldi** fand den Vorschlag sehr vernünftig, und er ward auch in der ersten Stadt, in die sie kamen, vollzogen. Es war ein Seehafen. Die neue Mannspersonen beschlossen, sich auf ein Kaufmannsschiff zu begeben, das eben abreisen wollte. Sie kauften einige Waaren ein, um, wie die andern, Handlung zu treiben. Das Schiff, auf welches sie sich begeben, hatte eine glückliche Fahrt, als es auf einmal von einem Seeräuber angegriffen wurde, dem es sich ergeben muste. Alles, was sich auf dem Schiffe befand, wurde zu Sclaven gemacht, und der Seeräuber hielt von seiner Beute, die zwey jungen Mannspersonen für das Beste, und er hofte sie, für einen hohen Preis zu verkaufen. Seine übrige Sclaven verhandelte er an verschiedenen Orten, und nach vielem Hin- und Herfahren, brachte der Seeräuber gedachte zwey Ueberbliebene nach Basra, allwo er mehr für sie zu bekommen hofte, als man ihm anderwärts für sie gebothen. **Zenodor**, der Sclaven brauchte, wendete sich an ihn. Er erstaunete über die Aehnlichkeit, die einer von

den

den Sclaven mit der **Garaldi** hatte. Er säumete nicht, dem Seeräuber alles zu geben, was er für diesen Sclaven verlangte. Allein **Coldin** (diesen Namen hatte sich **Garaldi** gegeben) bat den **Zenodor** ihn nicht von seinem Cameraden zu trennen. **Zenodor** erstaunete noch mehr, als er die Stimme der schönen Person hörete, die er sonst geliebet, und da er den Sclaven für sie selbst hielt, so gehorsamete er ihr. Er kaufte dann also diese zwey Sclaven, und nahm sie mit zu sich. **Zenodor** begegnete ihnen, als ein guter Herr, mit aller Achtung, und sie dienten ihm mit aller Neigung und Liebe. **Garaldi** gieng täglich durch die Stadt, und begegnete dem **Carim** sehr oft. Sie blieb sodann stehen, und betrachtete ihn. Eines Tages bemerkte **Carim** dieses, und daß er schon verschiedenemale wahrgenommen, daß der Sclave eine sonderbare Aufmerksamkeit auf ihn habe, und seine Gesichtszüge ihn seiner Frauen erinnerten, die er wegen seiner ihr beygebrachten Dolchstiche vor todt hielt. Er fragte daher den Sclaven, um den Namen seines Herrn. **Carim** und **Zenodor**, jeder seines Ortes waren beständig von der Aehnlichkeit des Sclaven mit der **Garaldi** eingenommen, und sie gedachten auf nichts, als Mittel, dieses Räthsel aufzulösen. **Carim** betrachtete eines Tages den Sclaven, der aus dem Hause des **Zenodor** kam, und er fragte ihn, ob er bald wieder kommen werde.

Der Sclave antwortete ihm: es würde solches nicht lange dauern; ich habe euch nur etwas zu sagen, sprach **Carim**. Erwarten Sie mich nur, erwiederte der Sclave, ich bin in einem Augenblicke zu ihren Diensten. **Coldin** gieng an sein Geschäfte, und **Carim** begab sich in **Zenodors** Haus, und verlangte in des **Coldin** Kammer, um ihn allda zu erwarten. Er war nicht lange darinnen, so hörete er den **Coldin** mit dem **Zenodor** kommen. Er verbarg sich hinter einen Vorhang, und war ein Zeuge von dem, was in diesem Augenblicke zwischen dem **Zenodor** und **Coldin** vorgieng. Mein lieber **Coldin**, sagte sein Herr zu ihm, verhele mir nichts, und erkenne die Huld, die ich dir durch ein aufrichtiges Geständniß der Wahrheit bezeige. Du siehest einem gewissen Frauenzimmer, das ich geliebet habe, so vollkommen ähnlich, daß ich kaum zweifeln kann, daß du es nicht selbst seyst. Herr, sagte **Coldin** zu ihm, ich werde ihnen nichts verhelen, haben sie aber vorher die Gefälligkeit, mir gleichfalls etwas zu bekennen. Wie haben sie denn diese Frau verloren, an deren Andenken ich sie erinnere? **Zenodor** erzählte ihr offenherzig, was ihm mit der **Garaldi** begegnet, und er fügte hinzu, daß sie einige Tage nach der von ihm ihr zugefügten Gefahr unsichtbar geworden. Er könne nicht zweifeln, daß sie ihr Mann getödtet, daß vielleicht die Bediente des **Carim**,

die er gewonnen, ihre Gebieterin verrathen, und daß **Carim** sie als eine Treulose bestraft. Mein Herr, fragte ihn **Coldin**, lieben Sie wohl diese Frau noch? Ach ja! antwortete ihr **Zenodor**, dafern das lieben heißt, wenn man für deren Tugend die lebhafteste nnd ehrfurchtsvollste Bewunderung heget. Ich habe seit meiner unglücklichen Kühnheit, nicht aufgehöret, mein Laster zu beweinen, so, wie die traurige Folgen, die nach meiner Meinung die unschuldige **Garaldi** davon gehabt. **Coldin** vergoß allhier einen Strom von Thränen, und bekannte ihm, daß sie diese unglückselige **Garaldi** sey. Sie meldete ihm auch, wie sie die Liebe ihres Gemahls verloren, welcher glaubte, daß er ihr das Leben genommen, und die ihn doch beständig mit der vorigen Inbrunst liebte, um so viel mehr, da sie sich keine Ungerechtigkeit Schuld zu geben hätte; daß sie nicht zweifle, daß er selbst so viel als sie erlitten, wenn er sich ihres Betragens erinnert, die ihm wenigstens einigen Zweifel von ihrer Unschuld hinterlassen muste, Ihre Thränen verdoppelten sich, und **Zenodor** konnte die seinigen nicht zurück halten. **Carim** kam hier plötzlich hinter dem Vorhange hervor, und warf sich seiner Frauen zu Füssen, gegen die er lange Zeit nichts vorbringen konnte, als Seufzer und Thränen. **Zenodor** empfand einige Schaam, in **Carim** den Zeugen seines Lasters zu finden. Allein, die auf-

richtige

richtige Reue, die er bezeuget, ohne ihn gesehen zu haben, erhielt ihm leicht Carims Vergebung, der seine Frau mit zu sich nahm, und mit ihr das glückseligste Leben führete.

Zunimam (diß war der Name, den der andre Sclave statt Salned angenommen) war über das Glück, ihrer Unglücksgespielin, der Garaldi höchstens erfreuet, und sie machte sich, alles Anscheins ohngeachtet, eine glückliche Weissagung für sich selbst. Sie fuhr fort, dem Zenodor mit ihrer gewöhnlichen Richtigkeit, und Neigung zu dienen, doch allezeit war er von seinem unglücklichen Schicksale eingenommen. Er gieng eines Tages an den Ort, wo sich einige Aerzte der Stadt versammelt, und er warf ihnen eine ganz neue Frage auf, ob es nemlich möglich sey, daß eine Jungfrau gebähren könne, die doch keinen Mann erkannt? Diese Frage brachte sogleich die ernsthafte Versammlung der Doctoren zum Lachen. Doch Zunimam bat sie, etwas mehr Achtung darauf zu haben. Er sagte ihnen, daß solches seiner Schwester begegnet sey, und daß sein Leben von der Erläuterung dieses Wunders abhange. Einer von diesen Doctoren, brachte die andern zur Ernsthaftigkeit. Man vernünftelte, man untersuchte die Sache, und nach vielen Reden fanden sich hierüber Anhänger des Wunders. Der menschliche Witz, der oft nicht zureichet, die Grün-

de desjenigen zu finden, was wirklich da ist, ist bisweilen ziemlich unwissend, um die Aussprüche desjenigen zu finden, was doch nicht da ist. Der Streit der Mediciner verbreitete sich in der ganzen Stadt. Es war das laufende Gerüchte, und ein jeder nahm seine Parthey pro und contra daran, die meisten Frauenzimmer an dem Gegentheil. In der Zeit, daß diese Unterredung Mode war, tractirete eine Frau von der Stadt, zwey ihrer guten Freundinnen, da dann diese Frage auch gleich auf das Tapet kam. Beyde Freundinnen thaten nichts als lachen, und über die Frage zu scherzen. Doch ihre Frau Wirthin sagte: Ich weiß ein Mädchen, die wohl schwören würde, daß sie in dem Fall sey, den man für unmöglich hält; und wie denn das, fragten die beyden Frau Gevatterinnen? Ich will es ihnen sagen, antwortete **Mandarice**, (so hieß die Frau, welche sie zu Gaste geladen) wenn sie reinen Mund halten. Halten sie uns für Schwätzerinnen, riefen die beiden Gevatterinnen zugleich; ich würde lieber sterben, als Ursache geben, daß man von mir argwöhnen könnte, daß ich das nachgesagt, was man mir anvertrauet. Nun gut, antwortete ihnen **Mandarice**, ich will ihnen frey bekennen, daß ich einige Liebeshändel gehabt. Wir haben uns hierinnen einander nichts vorzuwerfen. Ich hatte ein Kind, ehe ich noch verheirathet war. Dieses machte einiges Aufsehen.

Mein

Mein Bruder und seine Tochter wußten solches, und ich ward gewahr, daß meine Nichte deswegen eine Verachtung gegen mich empfand. Ich beschloß daher, mich desfalls an ihr zu rächen. Ich verstellte mich aber, um eine desto bessere Gelegenheit dazu zu finden. Ich gewann mir die Freundschaft und das Vertrauen meines Bruders, und gab ein eingezogenes Betragen zu erkennen, wegen dessen ich mich insgeheim schadlos machte. Eines Tages bat ich meinen Bruder, mir seine Tochter zuzuschicken, und daß er mir erlaube, sie nicht eher, als den folgenden Tag zurück zu senden. Als ich meine Nichte bey mir hatte, schrieb ich an meinen Liebhaber, daß er um Mitternacht in mein Zimmer kommen solle, da ich die Thüre auflassen würde, und wo ich mit einer Freundin schliefe, die an dem Vorhange läge; daß kein Licht in dem Zimmer seyn solle, daß er sich ohne Lärmen einschleiche, und daß er sich stillschweigend, wie ich, sich neben mich lege, daß ich so ungedultig sey, ihm die Zeugnisse meiner Liebe zu geben, daß aller Umstände ohngeachtet, welche vielleicht die Anmuth unsrer Zusammenkunft vermindern möchten, so wollte ich sie doch viel lieber so unvollkommen geben, damit er sich nur einfände, ehe ich sie länger verschöbe. Ich speißte sodann, mit meiner Nichte zu Abend, und ich mischte in ihren Trank einen Schlaftrunk, der sie in einen tiefen Schlaf setzen muste. Wir legten uns

uns nieder, und ich legte mich an den Vorhang, und mein Liebhaber nahm, statt meiner, meine Nichte. Er kam wirklich um die Stunde, die ich ihm vorgeschrieben hatte, und die Frucht seines Irthums, war meiner Nichte Schwangerschaft. Dieses war just der Erfolg, den ich erwartete, und ich hatte dieses alles nur darum veranstaltet, um mich wegen der Verachtung der kleinen Altklugen zu rächen, indem ich sie ohne ihren Willen in den Zustand gesetzt, den sie mir vorwerfen wollen Sie gieng zu ihrem Vater zurück der sie nach fünf Monaten verheirathete. In der ersten Nacht ihrer Hochzeit, kam sie mit einem jungen Sohne nieder, dessen Ankunft ein Fall befördert, ob sie gleich nicht den mindesten Begrif, von dem ihr drohenden Zufalle gehabt. Die Frau Gevatterinnen lachten über diese Begebenheit, und mißbilligten gleichwohl ein wenig die Leichtfertigkeit, die man in etwas zu weit getrieben. Tages darauf, sagte jede dieser zwey Gevatterinnen, mehr als zwanzig guten Freundinnen dieses Geheimniß ins Ohr, die eben eine so grosse Verschwiegenheit bewiesen, als sie. Die Geschichte breitete sich in Basra aus, und kam bis an Zunimam, der auf die Quelle zurückgieng, und entdeckte, daß es von ihrer Tante herkomme, und daß selbst der Kaufmann, der sie geheirathet und verstossen, der Liebhaber der Mandrice gewesen. Er gieng daher zu einem Cadis, der ihm auch ein besonderes Gehör

hör verstattete. **Zunimam**, erzählete ihm seine ganze Geschichte, und die That, die er eben vernommen. Der Cadis, versprach ihr Gerechtigkeit, und sagte ihr, daß sie des andern Tages, um eine gewisse Stunde, wieder zu ihm kommen solle. **Salned** kam, und man versteckte erst ihren Vater, ihre Tante, und die zwey Gevatterinnen, welche der Cadis ausdrücklich zu sich holen lassen. Als sie angekommen waren, fragte der Cadis die **Mandrice**, über die Geschichte, die sich ausgebreitet hätte. **Mandrice** läugnete anfänglich. Allein, ihre Gevatterinnen behaupteten, daß sie es von ihr selbst hätten. Sie konnte dieses nicht läugnen, und sagte nur, daß das Uebel nicht so groß sey, weil die Mannsperson, welche die Salned im Schlafe gemißbraucht, selbst diejenige sey, welche sie geheirathet. Ach! Herr, rief der Kaufmann aus, der sich dem Cadis zu Füssen warf, bestrafet diese Unglückselige! Ich habe meine Frau verstossen, die unschuldig war. Ihr Vater hat sie als eine Schandbare verjagt; sie hat sich selbst verbannet, und vielleicht lebet sie nicht mehr. Der Vater bat auch um Gerechtigkeit wegen seiner treulosen Schwester. Allein, **Zunimam** erschien hier. Herr, sagte sie zum Cadis, vergnüget euch an dem Glücke der **Salned**, und würdiget sie, ihr die Gnade für meine Tante durch mein Bitten und meine Thränen zuzustehen. Wenn sie noch ein so böses Herz hätte, würde sie dafür genug ge-

strafet

straft seyn, mich glücklich zu sehen. Der Mann, und der Vater der Salned, konnten ihre Freude nicht zurückhalten. Sie umarmeten sie tausendmal in Gegenwart des Cadis, der die Salned zu ihrem Gemahl führen ließ, wo seitdem eine ununterbrochene Glückseligkeit geherrschet. Salned und Garaldi vergassen den Eremiten nicht, und nicht zweiflend, daß eine so günstige Entwickelung eine Wirkung seines Gebetes sey, so schickten sie ihm grosse Geschenke zu, die er aber nicht annehmen wollte, indem er sagte, er sey vergnügt genug, sie glücklich zu wissen, und er wolle dem Himmel für seine Treue die Unschuld zu rechtfertigen, danken.

Verschiedene Gedanken.

Es ist kein Mensch, von so schwachem Geiste, der nicht mit aller Standhaftigkeit eines wahren Philosophen, die Unfälle seines Nächsten ertrüge.

Ein Mensch, sollte niemals erröthen, wenn er einen Irrthum erkennet, in welchem er sich befunden. Es heißt dieses blos, in andern Ausdrücken, daß er heut klüger ist, als er es gestern war.

Wenn derjenige, der eine Lügen vorbringet, die Grösse des Schandfleckens erwegete, würde er sehen, daß er genöthiget sey, noch zwanzig andere zu erfinden, um die erste zu behaupten.

Die Weiber haben dieses mit den Räthseln gemein, daß sie zu gefallen aufhören, sobald sie bekannt sind.

Ein Mann von Ehre, wird niemals sich so klein halten, daß er durch denjenigen, der ihm einen Schimpf angethan, gedemüthiget worden, weil es beständig bey ihm stehet, zu beweisen, daß er grösser sey, als sein Gegner, indem er ihm verzeihet.

Vernunft und Gründe brauchen wollen, um den gemeinen Haufen zu überführen, wäre eben eine so grosse Thorheit, als wenn man einen Marmorstein, mit einem scharfgeschliffenen Scheermesser, umhauen wollte.

Die Menschen, haben mehr oder weniger Eigenliebe, je nach dem Verhältnisse, das sie viel oder wenig, an der gesunden Vernunft haben.

Ein Mensch, der die Schönheit eines reizenden Frauenzimmers bewundert, hat nicht mehr Ursache, sich zu ihrem Ehemann zu wünschen, als wenn ihn die Schönheit der Aepfel im Garten der Hesperiden entzückte. Er wird wünschen, daß er der Drache sey, der sie bewacht.

Das Pulver, der Kompas und die Buchdruckerey, welches die drey schönsten Erfindungen sind, kamen, in den Jahrhunderten der Dummheit, ans Licht.

Wir haben Religion genug, uns zu hassen, aber nicht genug, uns einander zu lieben.

Schreiben,

eines jungen Officiers an eine Wittwe,

in die er sich verliebt, ehe er sie gesehen.

Madame!

Ob ich gleich niemals die Ehre gehabt, Sie zu sehen, ja nicht einmal gemahlt, und daß ich Sie folglich nicht mehr kenne, als die Einwohner des entferntesten Indien; so muß ich Ihnen doch sagen, Madame, daß ich eine erschreckliche Liebe zu Ihnen trage, und diese Leidenschaft hat schon in meinem Herzen so tiefe Wurzeln geschlagen, daß nichts mich wird abhalten können. Es wird Sie dieses, Madame, vielleicht in Verwunderung setzen. Doch, Ihr Erstaunen, wird abnehmen, wenn ich Ihnen erzähle, was eigentlich meine Liebe gegründet, und was zu ihrer Bekräftigung gedienet. Es sind einige Tage, daß ich wegen meiner Geschäfte aufs Land gieng. Da erblickte ich unter Weges ein kostbar gebauetes Haus. Ich

war so neugierig, mich zu erkundigen, wem dieses schöne Gebäude zugehöre, und als ich erfuhr, daß es Ihnen gehöre, so fieng ich den Augenblick an, Madame, eine heftige Neigung für Sie zu empfinden. Als man aber noch hinzufügte, daß noch einige hundert Morgen Land zu diesem Hause gehörten, nebst einer schönen Waldung, einem prächtigen Garten, Teichen, Fischbehaltern und andern Dingen, da Madame, da überließ ich mich gänzlich meiner entstehenden Liebe, und ich unterwarf mich einer Gewalt, der ich ohnmöglich widerstehen konnte.

Gewiß, sagte ich zu mir selbst, die Gebieterin dieses angenehmen Hauses, muß die schönste Frau von der ganzen Welt seyn. Was thut es, wenn sie auch alt wäre, wenn nur ihre Bäume jung sind? Was liegt mir daran, daß die Rosen ihres Gesichtes verwelket sind? Es blühen alle Tage neue in ihrem Garten, und was schadet mir endlich ihre Unfruchtbarkeit, wenn nur ihre Ländereyen fruchtbar sind, und mir reiche Früchte geben? In diesen süssen Gedanken, stieg ich von meinem Pferde, und klagte meine verliebte Regungen den Bäumen Ihres Waldes, der im Vorbeygehen einer der schönsten ist. Was für hohe, was für herrliche Bäume, siehet man nicht? Seit der Zeit, daß ich davon sprechen, habe ich schon ein Dutzend Federmesser geschliffen, um Ihren Namen darauf zu graben.

Ich

Ich appellire an Sie selbst, Madame! War wohl jemals eine Liebe, auf sichere Gründe gebauet, als die meinige? Diejenige, welche eine Geliebte, nur wegen ihrer Schönheit vorziehen, werden gewiß ihre Liebe mit ihren Reizungen vermindern sehen; da Sie hingegen keine Ursache finden werden, an dem Bestande, und der Aufrichtigkeit der meinigen zu zweifeln, die so fest gebauet ist, als Ihr Haus, welches täglich mit Ihren Bäumen zunimmt, und Ihre Einkünfte immer mehr und mehr vermehren wird.

Indessen, ob ich schon nichts davon weiß, so sage ich nicht, daß Sie nicht die schönste Frau von der Welt wären. Allein, ich wiederhole es, Sie mögen es seyn oder nicht; das ist mir von allem das Gleichgültigste, sobald Sie Geld genug haben, um sich ein prächtiges Ansehn zu geben; ja, sähen Sie noch zehnmal häßlicher aus, als die Gräfin von W. *** Wären Sie auch noch einmal so alt, als die Frau von F. ** Ich bin von Profession ein Soldat, und weil ich mich scharf genug herum geschlagen, um einen mittelmässigen Sold zu gewinnen, so schmeichle ich mir, mit der Hülfe Gottes, Sie, statt einer Ansehnlichern, beständig lieben zu können.

Ich bin mit aller möglichen Aufrichtigkeit ꝛc.

Ich appellire an Sie selbst, Madame! War wohl jemals eine Liebe, auf sichere Gründe gebauet, als die meinige? Diejenige, welche eine Geliebte, nur wegen ihrer Schönheit vorziehen, werden gewiß ihre Liebe mit ihren Reizungen vermindern sehen; da Sie hingegen keine Ursache finden werden, an dem Bestande, und der Aufrichtigkeit der meinigen zu zweifeln, die so fest gebauet ist, als Ihr Haus, welches täglich mit Ihren Bäumen zunimmt, und Ihre Einkünfte immer mehr und mehr vermehren wird.

Indessen, ob ich schon nichts davon weiß, so sage ich nicht, daß Sie nicht die schönste Frau von der Welt wären. Allein, ich wiederhole es, Sie mögen es seyn oder nicht; das ist mir von allem das Gleichgültigste, sobald Sie Geld genug haben, um sich ein prächtiges Ansehn zu geben; ja, sähen Sie noch zehnmal häßlicher aus, als die Gräfin von W. *** Wären Sie auch noch einmal so alt, als die Frau von F. ** Ich bin von Profession ein Soldat, und weil ich mich scharf genug herum geschlagen, um einen mittelmässigen Sold zu gewinnen, so schmeichle ich mir, mit der Hülfe Gottes, Sie, statt einer Ansehnlichern, beständig lieben zu können.

Ich bin mit aller möglichen Aufrichtigkeit ꝛc.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Röder, Georg

Anmuthige und sittliche Schriften

Frankfurt 1766

H.g.hum. 215 m#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10445925-3
VD18 14629240-001